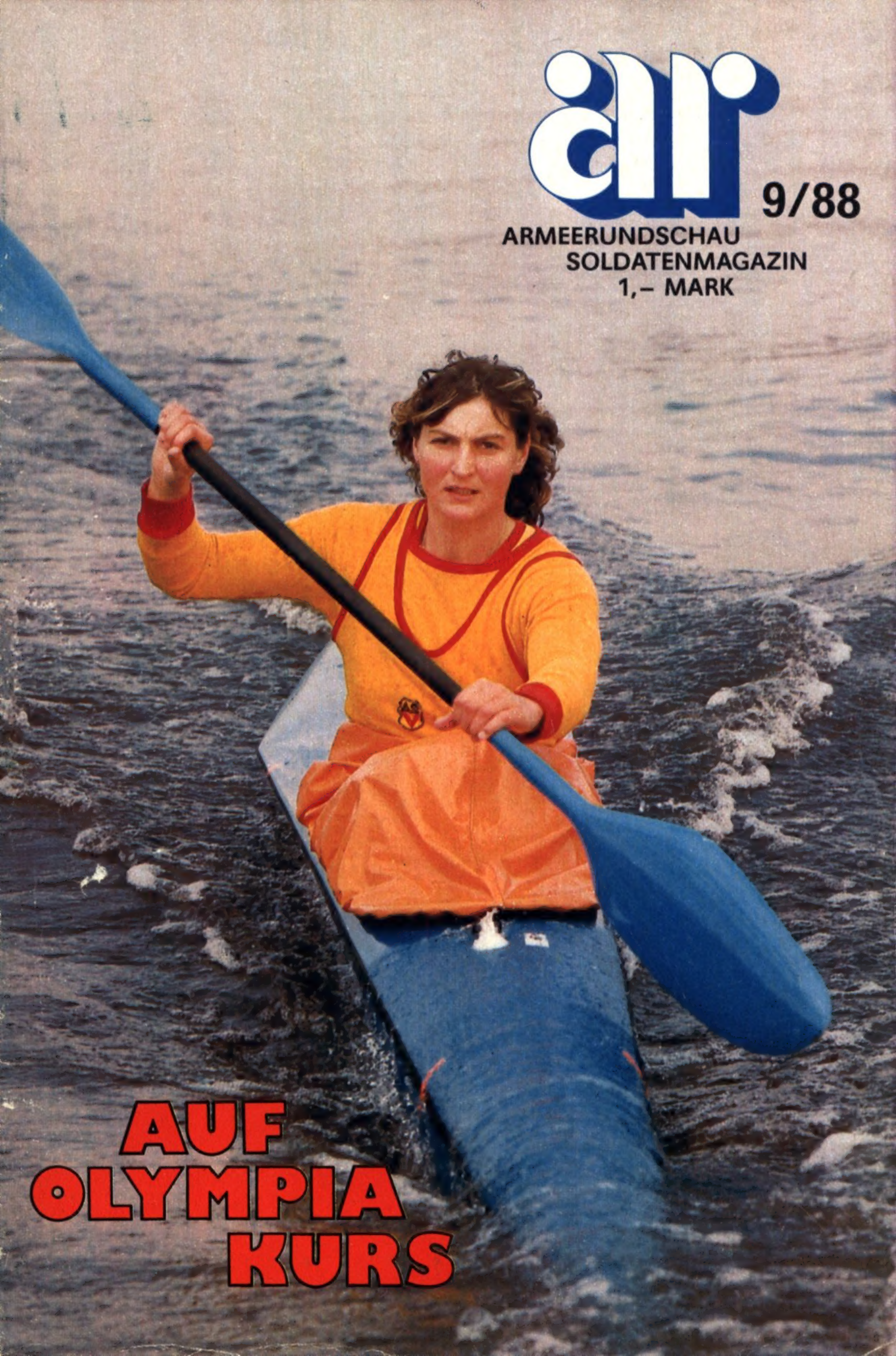
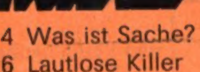

ar
9/88
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
AUF
OLYMPIA
KURS



Fähnrichschülerin Sylvia   Bild: Wolfgang Fröbus



92 ▶


◀ 60


▼ 52


▲ 70


▲ 24


▲ 30

WAS IST SACHE ?

Was versteht man unter Lobby?

Soldat André Glath

Lobby heißt in englischen und amerikanischen Parlamentsgebäuden die Wandelhalle bzw. der Vorraum des Sitzungssaales. In früheren Zeiten des Kapitalismus trafen sich dort die Firmenvertreter (Lobbyisten) mit Abgeordneten, um Einfluß auf deren gesetzgeberische Entscheidungen und somit auf die Politik zu nehmen.

Im USA-Kongreß gibt es das Wort: „Ich habe nichts zu verkaufen außer meinem Einfluß.“ Dieser aber wird vom Big Business, namentlich dem militärisch-industriellen Komplex, jährlich für schätzungsweise eine Milliarde Dollar gekauft. Auch im Bundestag der BRD kommen heute noch auf einen Parlamentarier mindestens fünf von den Konzernen bezahlte „Kontaktpersonen“ – „smarte Burschen mit dicken Brieftaschen“, wie eine westdeutsche Zeitung treffend schrieb. Insgesamt sind beim Bonner Parlament etwa tausend „Kontaktbüros“ registriert; hinzu kommen Hunderte in der BRD-Hauptstadt angesiedelte Konzernvertretungen.

Kennzeichnend für das imperialistische Stadium des Kapitalismus ist die Entscheidungsverlagerung vom Parlament auf die Regierung. In der BRD gehen rund 80 Prozent aller Gesetze auf Regierungsinitiativen zurück und wurden in einem Zeitraum von elf Jahren 1 178 Gesetze sowie 4 684 andere Rechtsvorschriften vom Bundeskabinett erlassen. Demzufolge konzentriert das Monopolkapital seine Einflußnahme heute weniger auf das Parlament, sondern vorrangig auf den Regierungsapparat; dazu unterhält es nicht nur „Kontakte“, sondern macht seine Leute zu hohen Beamten, Ministern und Regierungschefs.

USA-Präsident Ronald Reagan ist ein Mann von General Electric, sein Außenminister George Shultz war Vorsitzender der kalifornischen Bechtel-Group. Verteidigungsminister Frank Carlucci vertritt den Lockheed-Konzern, der seinen Jahresumsatz von mehr als zehn Milliarden Dollar zu 91 Prozent aus der Rüstungsproduktion realisiert. Nicht anders ist es in der BRD: Bundeskanzler Helmut Kohl gehörte sowohl zum Aufsichtsrat der BASF als auch zur Geschäftsführung des Verbandes der Chemischen Industrie, der bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß sitzt im Aufsichtsrat des Rüstungskonzerns Messerschmitt-Bölkow-Blohm. Und in den so einflußreichen Bundestagsausschüssen für Wirtschaft, Finanzen und Verteidigung bilden die 90 direkten Monopolvertreter die Mehrheit. Schließlich räumen die Paragraphen 24 und 67 der „Gemeinsamen Geschäftsordnung der Bundesministerien“ den fünftausend Unternehmerverbänden ausdrücklich das Recht ein, Entwürfe von Gesetzen und Verordnungen mit den Ministerialbeamten zu beraten.

Der Lobbyismus ist etwas typisch Kapitalistisches: ein Korrumpierungssystem, mit dem einzelne Vertreter oder Gruppen der Bourgeoisie auf die Gesetzgebung einwirken, um ihre Profitinteressen durchzusetzen. Wie hatte Lenin doch schon im April 1917 geschrieben: „Die kapitalistischen Monopole haben in der Volkswirtschaft und in der Politik den ersten Platz eingenommen.“ Wo bleibt da die im Westen so viel gepriesene Demokratie?



Kommt man auf Urlaubsschein bevorzugt in Jugendklubs der FDJ?

Soldat Thomas Hartwig

Soldaten sind mit Urlaub nicht gerade reich gesegnet; zudem kommt er mitunter überraschend. Am Standort ist ihre Freizeit beschränkt, gibt es nicht jeden Tag Ausgang. Militärische Notwendigkeiten machen es ihnen meist unmöglich, sich Disko-Karten im Vorverkauf zu sichern. Aber

natürlich sind auch sie jung, unternehmungslustig und interessiert am Veranstaltungsgeschehen in den Jugendklubs der FDJ. Daraus resultiert Ihre Frage.

Gesetzliche Regelungen, wie mancher meint, gibt es dazu allerdings nicht. Aber eine Orientierung des Zentralrates der FDJ für die Leitungen der Jugendklubs. Sie geht davon aus, daß die jungen Soldaten den gleichen Anspruch haben, die Veranstaltungen der FDJ-Jugendklubs zu besuchen, wie jeder andere Jugendliche. Nur sollten eben die Jugendklubleitungen die besonderen Bedingungen ihrer Freizeitgestaltung berücksichtigen und solche Regelungen des Kartenverkaufs treffen, die auch den Jungen in Uniform die Teilnahme an Veranstaltungen ermöglichen; es empfiehlt sich beispielsweise, einen bestimmten Prozentsatz der Eintrittskarten bis eine halbe Stunde nach Veranstaltungsbeginn für Angehörige der NVA, der Grenztruppen oder der VP-Bereitschaften zu reservieren. Mancherorts wird's schon getan.

Urlaubsschein oder Ausgangskarte indes sind keine Papiere, die vorzuweisen wären. Allein schon deshalb nicht, weil die Einlaßkräfte der Jugendklubs der FDJ nicht berechtigt sind, sie abzufordern oder gar zu kontrollieren.

Welche militärischen Kräfte haben die USA in Westberlin?

Stabsmatrose Carlo Spieker

Die in Berlin (West) stationierten amerikanischen, britischen und französischen Einheiten sind Besatzungstruppen, da für die Stadt nach wie vor das im Mai 1949 erlassene Besatzungsstatut gilt. Auf seiner Grundlage können die drei Besatzungsmächte die oberste Gewalt jederzeit selbst übernehmen und ausüben.

Mit rund 6 000 Armeeangehörigen und fast ebenso vielen Zivilbediensteten stellen die USA das größte Militärkontingent. Die „US Brigade Berlin“ wird gegenwärtig von Generalmajor John H. Mitchell geführt. Sie gehört zu den amerikanischen Streitkräften in Europa, ist jedoch nicht der NATO unterstellt.

Die Hauptkräfte der Brigade werden derzeit von drei Bataillonen des 502. Infanterieregiments der 101. Luftlandedivision aus Fort Campell in Kentucky gebildet. Hinzu kommen ein Kampfunterstützungsbataillon mit einer verstärkten Panzerkompanie, je eine Artillerie-, Pionier-, ABC-Abwehr- und Versorgungskompanie sowie ein Wach- und Sicherstellungsbataillon, in das auch ein Teil der Zivilbediensteten eingegliedert ist.

Die Ausbildung erfolgt in besonderem Maße für den Orts- und Häuserkampf. Dem dient ein spezielles Übungsgelände in Lichterfelde-Süd, das auch von der NATO unterstellten amerikanischen Einheiten aus der BRD und Italien genutzt wird. Es enthält unter anderem einen nachgebauten U-Bahnhof, da die Untergrundbahn – so das Westberliner „Volksblatt“ – „in den Strategiespielen der Militärs eine besondere Bedeutung einnimmt“. Übungen mit scharfem Schuß finden auf den Truppenübungsplätzen Grafenwöhr (Panzer) und Hammelburg (Infanterie) in der BRD statt.

Ich werde im Oktober entlassen. Kann ich mein vorgesehenes Studium trotzdem noch in diesem Jahr aufnehmen?

Gefreiter Siegfried Kaufmann

Eigentlich war Ihnen alles klar, und Sie hatten auch alles klargemacht: Ende Oktober haben Sie die 18 Monate des Grundwehrdienstes hinter sich gebracht, danach fängt das Studium an – so wie es der Zulassungsbescheid, den Sie von der Hochschule erhalten haben, schwarz auf weiß belegt. Aber nun haben Sie gesehen, wie Unteroffiziere auf Zeit schon Ende August entlassen wurden; damit konnten die, die Gleiches vorhaben wie Sie, schon zu Semesterbeginn am 1. September zu studieren beginnen. Das ließ in Ihnen Zweifel an der bisherigen „Klarheit“ aufkommen.

Ich kann Sie beruhigen: Da Ihre Studienzulassung klar ist, können Sie Ihr Direktstudium auch unmittelbar nach der Entlassung aufnehmen. Der Zeitverzug ist dafür grundsätzlich kein Hindernis. Denn nach wie vor gilt, was unter §2 (4) der Förderungsverordnung vom 25. März 1982 (GBl I Nr. 12 Seite 256) bestimmt ist. Und dort heißt es wörtlich: „Die Universitäten, Hoch- und Fachschulen haben Bürger, die im Herbst eines jeden Jahres aus dem aktiven Wehrdienst entlassen werden und noch im gleichen Jahr ein Studium aufnehmen, durch entsprechende Bildungsmaßnahmen mit dem Ziel zu unterstützen, daß sie den versäumten Unterrichtsstoff nachholen können.“

Viel Erfolg dann also im Studium. Und ebenso vorher, in den letzten Tagen und Wochen Ihres Grundwehrdienstes.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur





Lautlose Killer

Im Februar dieses Jahres vermeldeten die Fernschreiber der Nachrichtenagenturen, auf dem Versuchsgelände in Dugway (USA) werde eine neue Anlage zur Erprobung biologischer Kampfmittel errichtet. Diese soll günstigere Bedingungen für Forschungen zur biologischen Kriegführung schaffen und Tests tödlich wirkender, genetisch veränderter biologischer Mikroorganismen ermöglichen. Es ist Tatsache, daß das Pentagon schon in den 50er Jahren Forschungen finanzierte zur selektiven Vernichtung landwirtschaftlicher Kulturen und von Haus- und Weidetieren

durch biologische Mittel. Und der Dugway Proving Ground, abgekürzt DPG, gilt als das Versuchs- und Übungszentrum der USA-Armee zur Erprobung von chemischen und biologischen Waffen und der Ausbildung daran. Mitten in einer unfruchtbaren Salzwüste gelegen, dehnt sich das Gelände über 3 850 Quadratkilometer aus, etwa die Fläche des Bezirkes Suhl. Es wurde 1944 vom US-Armeekorps für chemische Kriegführung (Chemical Warfare Corps) übernommen. Bereits seit Ende der 40er Jahre gibt es dort neben chemischen und waffentechnischen auch Abteilungen für epidemologische und biologische Entwicklungsforschung. Darum wird das gesamte Territorium auch nach außen streng abgesichert und aus der Luft überwacht. Warnschilder am einzigen Eingang weisen darauf hin, daß man sich nicht als „unidentifiziertes Objekt" auf dem Gelände bewegen darf und daß man im Interesse der Sicherheit stets Standortbestimmungen vorzunehmen hat. Die Sicherheitsmaßnahmen gehen so weit, daß sich die Bewohner der nahegelegenen Ortschaft Basque genauso bewacht fühlen wie die von Easy Area, dem an der Basis befindlichen „sorgenfreien Raum". Das ist die Wohnsiedlung für die Familien der 1600 auf dem Versuchsgelände beschäftigten Militärangehörigen und Zivilpersonen. Verständlich sind diese Maßnahmen schon. Denn biologische Waffen sind seit dem 26. März 1975 mit dem Inkrafttreten der „Konvention über das Verbot der Entwicklung, Produktion und Lagerung von bakteriologischen (biologischen) und Toxinwaffen und ihre Vernichtung" international verboten. Allerdings läßt diese Konvention zu, daß die Staaten eine Forschung im Interesse der Verteidigung vor biologischen Mitteln, zur Aufklärung unbekannter Krankheiten betreiben dürfen. Sich darauf berufend, wenden die USA ständig steigende Beträge für eine solche Forschung auf militärbiologischem Gebiet auf. Und diese Mittel fließen zum großen Teil nach Dugway.

Die Tests von Dugway wurden in der Vergangenheit den dort auf Erprobungsplätzen handelnden und stets nur kurzfristig hinkommandierten Einheiten der verschiedensten Waffengattungen und Dienste nie bewußt. Aufgrund der strengen Geheimhaltung über die Versuche und die Verschleierung der tatsächlichen Aufgaben dieser riesigen Einrichtung gelangte lange Zeit kaum etwas über dieses Objekt an die Öffentlichkeit, bis zu jenem 13. März 1968. Nach einer angeblichen Erprobung eines Flugzeugabsprühgerätes verendeten im 43 Kilometer von Dugway entfernten Skull Valley, dem Schädeltal, insgesamt 6 400 dort weidende Schafe. Erst im Oktober wurde das befallene Gelände bis zu einer Entfernung von 73 Kilometern freigegeben. Die offizielle Version des USA-Verteidigungsministeriums hieß, der chemische Kampfstoff VX sei auf dem DPG freigesetzt worden. Versehentlich, etwa 7 Kilogramm, die beim Hochziehen des Flugzeuges in einer höheren Luftschicht verteilt wurden. So sei die tödlich wirkende Wolke über ein 900 Meter hohes Gebirge in das Tal getriftet.

Kurz nach dem Zwischenfall hatten die Verantwortlichen in Dugway schon eine Erklärung zur Beantwortung möglicher Anfragen bereit. Darin hieß es, daß keine anderen Tierarten irgendwelche Symptome einer Schädigung zeigten, obwohl sich Pferde, Kühe, Hunde, Vögel und Kaninchen im selben Gebiet befanden. Auch die in Skull Valley lebenden Menschen erlitten keine gesundheitlichen Schäden. Wäre aber tatsächlich der Kampfstoff VX entwichen, so hätten auch andere Tiere und die Menschen Vergiftungen erleiden müssen.

Bei einer späteren „Anhörung" erklärte der Vorsitzende der staatlichen Untersuchungsbehörde D. A. Osynthorpe, daß die Behandlung der Schafe mit Atropin, einem bekannten und wirksamen Mittel gegen Vergiftungen durch nervenschädigende Kampfstoffe, nach einmaliger Gabe nicht wirksam war. Höhere Dosen entwickelten bei den Tieren motorische Unruhe, sie bemühten sich aufzustehen, aber sie starben dennoch.

Bereits zwei Tage vorher hatte der wissenschaftliche Direktor des DPG, M. Rothenberg, bestätigt, die Symptome seien untypisch für nervenschädigende Kampfstoffe, und seit Juli 1967 seien keine Tests mit VX auf dem DPG durchgeführt worden. Im Untersuchungsausschuß des Repräsentantenhauses zur Einschätzung der Gefährlichkeit der Erprobung von C- und B-Waffen in der offenen Atmosphäre für d e Menschen

und für die Umwelt stellten in Verbindung mit dem Zwischenfall in Skull Valley die Mitglieder H. J. Reuss, R. D. McCarthy und G. V. Tagt die Frage, ob nicht biologische Kampfmittel getestet worden seien. Die im nachhinein auftretenden Massenerkrankungen der Schafe sprächen dafür. Eine einmalige VX-Freisetzung hätte die Schafe in kürzerer Zeit getötet. Die große Entfernung vom DPG bis zum Skull Valley und selbst dort das große befallene Territorium ließen die Schlußfolgerung zu, daß ausschließlich solche Erreger die Ursache sein könnten, die nur Schafe infizieren. Die epidemische Ausbreitung der Krankheit zwang dazu, die Schafe dort zu belassen und die Kadaver am gleichen Ort zu begraben.

Schafe sind gegenüber Krankheiten widerstandsfähiger als andere Wiederkäuer. Was hat also die Schafe getötet? Das beschriebene Krankheitsbild bei den Schafen, der durchhängende Rücken, die Lähmung der Beine, der ununterbrochene Harnabgang deuteten zuerst auf eine Schädigung des Zentralnervensystems hin und führten zu dem Verdacht auf Vergiftungen. Aber das Syndrom der Erkrankung entsprach dem des Visna-Virus.

Die Visna-Viren haben eine längere Inkubationszeit. Die ist in Kombination mit anderen Viren, mit Zellhormonen und speziellen Zusätzen verkürzbar. Das Visna-Virus-Gen wurde Ende der 70er Jahre zu einem leicht handhabbaren „Baumaterial" der Gentechniker. Aus ihm lassen sich neue Mikroorganismen konstruieren oder bestimmte Eigenschaften auf Mikroorganismen manipulieren, die bei bekannten, in der Natur vorkommenden Viren und Bakterien nicht vorhanden sind.

Auf Menschen wirkende biologische Kampfmittel sind wegen der Gefahr einer unkontrollierten Ausbreitung der Erreger und möglicher Infektionsgefahren sehr schwer in der Form erprobbar, wie sie in einem Kriege zum Einsatz kommen würden. So bedienten sich die USA in den fünfziger Jahren imitierender Stoffe, um das Verhalten biologischer Kampfmittel nach ihrer Anwendung zu untersuchen. Von 1950 bis 1966 wurden solche Tests in acht USA-Städten durchgeführt. 1966 beispielsweise war das Objekt eines „biologischen Überfalls" die New Yorker U-Bahn. Aus einem fahrenden Zug wurde ein zerbrechlicher Behälter mit leicht nachweisbaren Mikroorganismen in einen U-Bahntunnel geworfen, um deren Ausbreitung im gesamten U-Bahnsystem festzustellen.

Im Herbst 1981 wies Fidel Castro darauf hin, daß die in seinem Land grassierende Dengue-Fieber-Epidemie, die bis zu diesem Zeitpunkt schon 113 Menschenleben gefordert hatte, Teil eines biologischen Krieges sei, den die USA gegen Kuba führten. In Havanna erklärte Fidel Castro, der amerikanische Geheimdienst CIA setze bakteriologische Mittel ein, „die eine Gefahr für Menschen, Tiere und Pflanzen sind. In weniger als drei Jahren erlebte unser Land fünf schwere Epidemien. Zuckerrohr- und Tabakplantagen wurden von Krankheiten befallen, schwerer Schaden wurde dem Schweinebestand zugefügt. Doch das Schlimmste ist, daß sich Epidemien unter der Bevölkerung ausbreiten: das Dengue-Fieber und – in letzter Zeit – die hämorrhagische Konjunktivitis (Bindehautentzündung)". In diesem Zusammenhang zitierte der Führer der kubanischen Revolution eine Reihe offizieller Dokumente des USA-Kongresses und Äußerungen der amerikanischen Presse, aus denen ersichtlich war, daß Pläne für eine bakteriologische Aggression gegen Kuba existierten.

Ziele für biologische Kampfmittel sind neben der Zivilbevölkerung auch die kämpfenden Truppen. Darum strebt man danach, die „Effektivität" einer solchen Waffe auch „meßbar" zu machen. Dugway ist für derartige Versuche eingerichtet.

Gegenwärtig konzentriert sich die militärbiologische Forschung der USA auf Viren, die wenig bekannte exotische Krankheiten erzeugen. Für die wenigsten dieser Virenerkrankungen gibt es ausreichende oder überhaupt Gegenmittel. Seit vielen Jahren werden große Summen in jenes Forschungsthema, „Recombinant DNA Research Projects", gesteckt. Daran beteiligen sich neben armeeeigenen Institutionen auch zivile in- und außerhalb der USA. Eines davon ist das israelisohe „Weizmann Institut".

Text: Dr. sc. Siegfried Franke
Bild: Archiv

*) Bei den abgebildeten Virus-Modellen handelt es sich um die von Adeno-Viren

Dasein

Dasein
für die Kinder
bis sie erwachsen sind

Dasein
für den einen
den ich sehen muß und wär ich blind

Dasein
in dem einen Leben
das uns gegeben ist

Dasein
etwas daraus machen
daß dich jemand braucht
dich vermißt

Dasein heißt nicht einfach da zu sein
dasein heißt, ich bring mich selber ein
grenzenlos

Jedes Jahr, das mir zum Glück gegeben war
wollt ich ganz und machte es mir groß
unvergessen bleibt nur das bewegte Jahr
so lebendig wie der Erde Schoß

Dasein
in dem Buch des Lebens
wo man sich ehrlich schreibt

Dasein
für den Frieden da sein
daß er erhalten bleibt

Gisela Steineckert

Bild: Michael Nitzschke



postsack



Fest der Faustkämpfer

Das dem 1962 im Grenzdienst ermordeten Unteroffizier Peter Göring gewidmete und von der ASG Berlin-Treptow ausgerichtete Boxturnier war auch in diesem Jahr ein voller Erfolg. 49 Sportler aus Fürstenwalde, Potsdam, Strausberg und Berlin traten an. In 34 Begegnungen wurden an zwei Tagen die Besten in verschiedenen Alters- und in 16 Gewichtsklassen ermittelt. Mit 10 Turniersiegen schnitt dabei der Gastgeber am erfolgreichsten ab und konnte somit für ein weiteres Jahr den Wanderpokal behalten. Zu den Besten bei unseren ASG-Boxern zählen in der AK 13 Ingo Thumm und bei den Zwölfjährigen René Lorenz und Steffen Schikora. Im Senioren-Mittelgewichtskampf bewies Übungsleiter Gefreiter André Dreßler, daß es auch unter den Belastungen des Grenzdienstes möglich ist, sich zielgerichtet sportlich zu betätigen. Er wurde verdient Turniersieger.
Horst Gülle, Berlin

Soli-Freuden

Einen herzlichen Gruß vom Schwarzen Meer aus dem Internationalen Journalistenheim bei Warna (Foto). Als Gäste verleben wir hier herrliche Wochen. Kostenlos – denn wir haben diese Reise in der Lotterie gewonnen. Und wissen Sie, wo wir die Lose gekauft hatten? Beim AR-Stand auf dem Soli-Basar der Journalisten in Berlin!
Familie Fischer aus Torgau

Und da sage noch einer, auf dem Alex gäbe es nichts zu holen!



Das schlechte und das gute Beispiel

In einem zurückliegenden Postsack wurde kritisiert, daß ein Berufsunteroffizier bei seiner Hochzeit keinen Glückwunsch von seiner Dienststelle erhielt. Meinem Sohn, Leutnant im Jagdfliegerausbildungsgeschwader „Heinz Kapelle", erging es ebenso. Auch bei unserer Schwiegertochter, Unterfeldwebel im gleichen Truppenteil, merkte keiner was, obwohl sie ja ihren Namen in allen Unterlagen ändern lassen mußte. Ein trauriges Zeichen für diesen Truppenteil. Daß es auch anders geht, zeigt das Beispiel meines zweiten Sohnes, Unterleutnant im mot. Schützenregiment „Robert Uhrig". Ihm gratulierte die Führung des Truppenteils sogar zum Geburtstag!
Helmut Zechel, Göllingen

Mädchen in Uniform

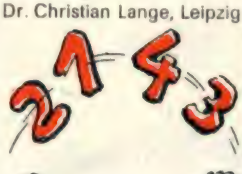
... interessieren uns. Deshalb möchten wir uns gern mal mit einer Offiziersschülerin schreiben.
Enrico König, Camillo-Gocht-Str. 36, Ebersbach, 8105.
Gerd Schulze, Zeitzer Str. 15, PF 10/62, Gera, 6503.

Rätselhaftes

Von Wortteilen zum Ganzen – so nenne ich mein Rätsel für AR-Leser:

Als Ordnungsbegriff dient die „Eins",
die „Zwei" ist ein Zufluß des Rheins
und „Drei" als Pronomen bekannt.
Mit „Vier" wird der Jetztstand benannt.
„Eins-Vier" tritt vor Publikum auf,
„Zwei-Drei" nimmt zur Donau den Lauf.
Gar mancher in unserem Staat
tut jetzt seine Pflicht als Soldat.
Den Dienst am Geschütz leistet hier
ein jeglicher „Eins-Zwei-Drei-Vier".

(Auflösung am Ende des Postsacks)
Dr. Christian Lange, Leipzig





OS sucht OS

Ich habe schon viel von weiblichen Offiziersschülern gehört, jedoch noch nie Gelegenheit gehabt, dergleichen kennenzulernen. Ich würde mich gern mit solch einer Genossin schreiben.
Offiziersschüler Danilo Vogt, PF 16110//A, Stralsund, 2300

Wenn ich

... von Unteroffiziers- und Offiziersschülerinnen Post bekäme, würde ich mich freuen. Thema: Die Stellung der Frau in der Armee.
Thomas Kirst, Veszpremer Str. 28, Halle, 4070

Fallschirmjäger

... haben es mir angetan. Suche deshalb Literatur zu diesem Thema.
Unteroffizier Stefan Kohle

Wir empfehlen „Unter weißen Kuppeln" von Viktor Alexandrow. Vor Jahren erschienen, wird das Buch wohl nur noch in Bibliotheken zu haben sein.

Künftige Berufssoldaten

... möchten sich informieren und wünschen deshalb Briefpartner aus bestimmten Dienstlaufbahnen: Mario Arnecke, Dorfstr. 22, Meseberg, 3211 (Panzeroffizier). Sören Wilk, Bahnhofstr. 53, Tangermünde, 3504 (Offiziersschüler o. Offizier). Rico Helm, Karl-Liebknecht-Str. 1, Hirschberg, 6553 (Offiziersschüler Militärmedizinische Sektion Greifswald). Henrik Maurer, Goethestr. 97, Berlin, 1160 (Fähnrich Grenztruppen).

gefragte fragen

Wie lange noch?

Ende August 1987 wurde ich in die Offiziershochschule Löbau einberufen. Nach der Grundausbildung befand mich eine Ärztekommission für untauglich; man versetzte mich in den Grundwehrdienst. Nun möchte ich bitte von Ihnen erfahren, wann ich entlassen werde.
Soldat Ralf Simon

ÜBRIGENS
bricht so mancher eine Lanze für jemanden.

Da Ihr Dienstverhältnis aus Gesundheitsgründen – also nicht selbstverschuldet – geändert wurde, wird Ihnen auch die bereits geleistete Dienstzeit als Offiziersschüler anerkannt. Sie zählt mithin zu den insgesamt 18 Monaten Grundwehrdienst, den Sie jetzt zu leisten haben. Nach Ablauf dieser 1½ Jahre, also Ende Februar 1989, werden Sie entlassen.

3 goldene Sterne weiblich

Könnte man erfahren, wer die dienstgradhöchste Genossin in unserer NVA ist?
Joachim Jahn, Meuselbach

Wir haben es herausbekommen, und sie war so nett, sich den AR-Lesern zu offenbaren: Oberst Medizinalrat Dr. med. Ursula Schenderlein (Foto). Jahrgang 1936, Eltern Arbeiter, 1954 Abitur und Beginn des Studiums Humanmedizin an der Karl-Marx-Uni-



versität Leipzig, später an der Militärmedizinischen Sektion der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Abschluß als Militärarzt mit Dienstgrad Leutnant 1959, anschließend tätig im Zentralen Lazarett (ab 1981 Militärmedizinische Akademie) der NVA. 1967 Promotion zum Dr. med. Gegenwärtig Stellvertreter für klinische Arbeit in der Kinderklinik dieser Einrichtung.

Im Würgegriff

Wir diskutieren im Polit-unterricht über die kritische Situation in Angola. Die UNITA-Banden und mit ihnen die Apartheidrassisten aus Südafrika versuchen ja alles, um diesen jungen Nationalstaat in die Knie zu zwingen. Uns fehlen Angaben über die Verluste des tapferen angolanischen Volkes.
Gefreiter Dieter Hammes

Seit seiner Gründung 1975 erlitt Angola durch Überfälle südafrikanischer Truppen sowie Anschläge konterrevolutionärer Banden schwere Verluste: Mehr als 100 000 Menschen sind getötet, Hunderttausende zu Krüppeln gemacht und fast eine Million Einwohner von Haus und Hof vertrieben worden. Die Schäden belaufen sich auf 12 Milliarden Dollar.

Hallo, Warschau und Budapest!

Es wäre sehr nett, wenn Sie mir die Anschriften der Redaktionen Ihrer polnischen und ungarischen Bruderzeitschriften mitteilen könnten. Ich hoffe, über diese Zeitschriften die Autogrammadressen der Interkosmonauten der jeweiligen Länder zu erfahren.
Frank Klesse, Magdeburg

„Zolnierz Polski", 00-950 Warszawa, ul. Grzybowska 77; „Igaz Szo", 1087 Budapest, Kerepesi ut. 29/b.

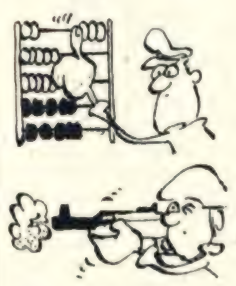
Wo nachzulesen?

Im Maiheft habt Ihr eine Zusammenstellung von Förderungsmaßnahmen für entlassene Armeeangehörige veröffentlicht, die bei uns Berufsunteroffizieren großen Anklang fand. Gibt es außer dem angeführten – aber kaum zu bekommenden – Gesetzblatt andere, auch uns zugängliche Publikationen, die weitere Informationen über die Problematik bieten?
Oberfeldwebel
Harald Schmunkel

Wie wär's mit der kleinen Broschüre „Der Soldat und sein Betrieb"?. Es ist die Nummer 57 aus der Reihe „Recht in unserer Zeit", herausgegeben vom Staatsverlag der DDR.

Über kurz oder lang

In Euren Ausbildungsreportagen werden zuweilen bei den Handfeuerwaffen kurze und lange Feuerstöße erwähnt. Gibt es da einen Unterschied?
Sven Dippoldt, Pirna



2 bis 5 Schuß hintereinander zählen als kurzer, 6 bis 12 als langer Feuerstoß, alles, was darüber geht, gilt als Dauerfeuer.

Zusätzlicher Ausweis?

Ich verlängere meinen Wehrdienst von drei auf fünf Jahre. Steht mir da ein Dienststellenausweis zu?
Unteroffizier Ralf Hanisch

Einen derartigen Ausweis erhalten Unteroffiziere auf Zeit – und das sind Sie nach wie vor – nur, wenn sie berechtigt sind, außerhalb der Truppenunterkunft zu wohnen.

Mehr Piepen?

Vor meinem dreijährigen Wehrdienst war ich in der Lohngruppe 6 eingestuft. Nun hörte ich, daß mit Arbeitsaufnahme nach der Entlassung auch die Lohngruppe automatisch steigt, so daß ich jetzt Lohngruppe 7 bekommen müßte. Kaderleitung und Lohnbuchhaltung streiten das aber ab. Wer hat Recht?
Unteroffizier d. R.
Christian Böker, Berlin

Die beiden letztgenannten. Ein derartiger Automatismus wäre doch zu einfach. Sie erhalten Ihren Lohn entsprechend der vereinbarten Arbeitsaufgabe.

Guten Willen gezeigt

Der vorfristige Abzug der sowjetischen Mittelstreckenraketen kürzerer Reichweite aus der DDR stellt unserem Bruderland ein hervorragendes Zeugnis aus. Diese Handlungsweise zeigt, wie ehrlich die Sowjetunion es mit der Abrüstung meint. In unserer Stube sind wir da einhelliger Meinung. Eine Frage beschäftigt uns. Wieviel Raketen dieser Art waren es, die bei uns stationiert waren?
Gefreiter
Klaus-Dieter Servan

Aus der DDR wurden im Frühjahr 1988 folgende operativ-taktische Raketenkomplexe des Typs OTR-22 (NATO-Bezeichnung SS-12) abgezogen: 54 Einsatz-, 32 Übungsraketen, 34 Startrampen, 9 Raketentransporter.

Auch für ZB?

Ich bin bei der NVA als Zivilkraftfahrer tätig. Dürfen die Zivilbeschäftigten die Klassifizierungsprüfungen ablegen und damit das entsprechende Abzeichen erwerben?
Karl-Heinz Kaminski, Strausberg

Das Klassifizierungsabzeichen darf nur eine Soldatenbrust zieren. Es wird ausnahmslos an Armeeangehörige für vorbildliche militärtechnische Leistungen verliehen.

Laßt uns doch mal wissen, für wen Ihr schon mal Partei ergriffen habt.
Redaktion „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin, 1055

hallo, ar-leute!

Interessant

... ist es, wie Ihr über verschiedene Fachgebiete und Ausbildungsrichtungen berichtet. Ich möchte Dank sagen für die abwechslungsreichen, vielfältigen Beiträge. Ich wünsche mir, daß es so bleibt.
Unteroffizier
Gunter Leunert

Angekommen

Da auch ich in diesem Jahr aus dem aktiven Wehrdienst entlassen wurde, hat mich der AR-Ratgeber im Heft 5/88 über die Förderungsverordnung sehr interessiert. Ich ersehe daraus, wie unser sozialistischer Staat den Dienst der Armeeangehörigen würdigt. Ich glaube, daß ich mich hiermit im Namen von vielen Lesern bedanken darf.
Unteroffizier d. R.
Maik Wegner, Berlin

Berocktes

„Rockmaßnahme für David und Goliath" in der AR 5/88 fand ich ganz prima. Gehörte doch auch ich bis dahin zu den Leuten, die glauben, bei der NVA bekommt jeder ein Bündel Sachen mit der Bemerkung „Paßt!" in den Arm gedrückt. Der Beitrag belehrte mich eines Besseren. Ist doch gut, wenn mit solchen Klischeevorstellungen aufgeräumt wird.
A. Fischer, Strausberg

Und wie kommt es eigentlich zu diesen Nachbildungen ohne Eigenwert (das ist unter einem Klischee zu verstehen), wo doch die Praxis schon seit langem anders aussieht?



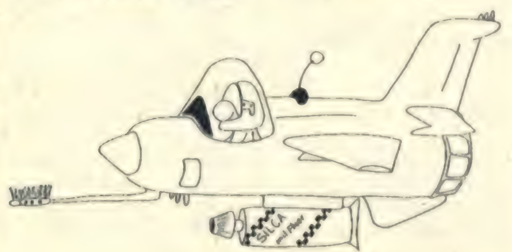
Danebenbenommen

Ich war entsetzt, was dieser Frank Weiske aus Weida in der Maiheft-Diskussion „Wem steht ein Brief zu?" geäußert hat. Ich teile seine Auffassung nicht, aber billige jedem seine Meinung zu. Im Stil jedoch hat er sich eindeutig vergriffen. Hoffentlich trägt er nicht irgendwo erzieherische Verantwortung.
Bernd Stiller, Fürstenwalde

53 AR-Hefte

... habe ich mittlerweile schon, die sich bei mir im Schrank stapeln – und die ich nicht herausrücke! Sie helfen mir bei der Vorbereitung auf meine künftige dreijährige Unteroffizierslaufbahn.
Marco Schroller, Löderburg

Ralf Möbius, AR-Leser und Flugzeugtechniker, schickte uns diese Karikatur



Auf dem laufenden

Meine Armeezeit war von 1970 bis 1973. Inzwischen hat sich vieles bei der NVA geändert. Die AR trägt dazu bei, daß ich immer auf dem laufenden bin.
Matthias Gundl, Dresden

Null Komma nichts

Was mir bis jetzt an Ihrer Zeitschrift nicht gefällt, ist – gar nichts! Ich finde sie immer rundum gut gelungen.
Unteroffizier
Jürgen Gnettner

Chancengleichheit

Ich vermisse Großaufnahmen von so richtig kernigen Soldaten. Ich finde, Ihr bringt zu viele Fotos von Mädchen. Gebt doch den Männern mal eine Chance!
Franka Fischer, Wurzen



Das war ein Knüller!

AR-Bildkunst von Gerhard Goßmann im Maiheft (Abbildung): Schon eine ganze Weile warte ich auf eine Grafik wie diese, eine, die mir schon beim ersten Hinsehen gefällt, die ich mir auch sofort ins Zimmer hängen würde.
Offiziersschüler
Dirk Zennisch

Ich wünsche mir diese Grafik als Geschenk zum 20. Geburtstag meiner Verlobten. Damit möchte ich



ihr Dank sagen für all die schönen Stunden, die sie mir beschert hat; und ich möchte damit auch ausdrücken, daß ich sie über alles liebe.
Wolfgang Uxa, Erkner

Dieses Bild scheint besonders auf den Beruf in den bewaffneten Organen zugeschnitten zu sein. Wieviel Verständnis braucht doch der Partner, der meist spät und abgespannt nach Hause kommt.
Ralf Ziola, Marienberg

Ein besseres Geschenk kann ich mir nicht denken, um meinen Heiratsantrag zu untermalen.
Peter Zimmer, Schwarzenberg

Kraft und Ruhe strahlt diese Grafik aus. Dennoch entsteht keinesfalls der Eindruck, daß lediglich die Frau auf die Kraft des Mannes angewiesen ist und er die Beschützerrolle übernimmt. Sicher braucht sie auch die Geborgenheit in seinen Armen, dient ihm aber auch als Stütze. Beide Figuren ergänzen sich in ihrem Anspruch auf Gemeinsamkeit.
Maat Erik Pommerenke

Frühzeitig erziehen

Ein interessantes Thema, welches Sie da im Maiheft mit der Aktuellen Umfrage „Vorbereitet zur Truppe?" zur Sprache bringen. In manchen Familien sieht's doch so aus: Dem Vorschulkind sagt man, wenn es Schwierigkeiten gibt: „Warte nur, in der Schule wird man dir Beine ma-

postsack

Redaktion: Horst Spickereit
Fotos: Schilling, Oberstleutnant Ernst Gebauer Archiv, Privat
Vignetten: Achim Purwin

chen!" Steht der Armeedienst bevor, heißt es: „Dort wird man dir erst mal Ordnung beibringen!" Diese Äußerungen sind billige Argumente und zeigen Erziehungsfehler. Unserem Sohn – er dient mittlerweile viele Jahre in der NVA – habe ich beizeiten ein reales Weltbild erklärt und die Notwendigkeit der Wehrpflicht erläutert. Er ging mit guten Voraussetzungen, gutem Bewußtsein zum Militär, und es ist ihm nicht so schwer gefallen. Heute sagt er: „Diese Armeejahre waren wertvoll für mich."
Rolf Witzig, Wittenberge

Quatsch mit Soße?

Für meinen Kompaniechef – ich diene in der Aufklärungskompanie des Soja-Kosmodemjanskaja-Panzerregiments – ist das, was in der AR steht „der größte Quatsch".
Unteroffizier René Brümmel

Und er hat wirklich „der größte" gesagt?

alles, was RECHT ist

Familienurlaub

Zu meiner Familie gehören drei Kinder, 2, 8 und 9 Jahre. Damit zählen wir als kinderreich. Wie wird gewährleistet, daß wir Urlaubsplätze erhalten, insbesondere zu den Schulferien? Die in meiner Dienststelle angebotenen Ferienschecks liegen außerhalb dieser Zeit. Ein besonderes Kontingent für kinderreiche Familien gibt es gar nicht.
Hauptmann Hans Kaminski

In den Schulferien sind militärische Berufskader mit drei und mehr Kindern – falls erforderlich mit Unterstützung der übergeordneten Kommission Militärerholungswesen – bei der Versorgung mit Urlaubsplätzen vorrangig zu berücksichtigen. So betont es die vom Minister für Nationale Verteidigung erlassene „Ordnung Militärerholungswesen" vom 30. 5. 1986 (veröffentlicht im Anordnungs- und Mitteilungsblatt Nr. 26/86,



G/18 – 1/6). Außerdem wird erwähnt, daß Berufssoldaten mit drei sich im Haushalt befindlichen Kindern im Alter von 2 bis 15 Jahren zur Belobigung durch den Minister für einen kostenlosen Urlaubsaufenthalt zu dieser Zeit vorgeschlagen werden können. Der Kommandeur Ihres Truppenteils möge abwägen und sich gegebenenfalls an die vorgesetzte Dienststelle wenden, um das eine oder das andere für Sie möglich zu machen.

gruß und kuß

Unteroffizier Gunter Leunert läßt seiner Verlobten Heike ausrichten, daß er sie sehr lieb hat. Ein ganz liebes Küßchen und die Versicherung, daß sie immer zu ihm halten werde, schickt Manuela Schultz ihrem Fähnrichschüler Frank Fischer zu seinem 20. Geburtstag. Katrin, Carina und die Eltern sind stolz über den Entschluß des künftigen Unteroffiziers Enrico Georgi und wollen ihm stets eine moralische Stütze sein. „Ich liebe Dich und werde auf Dich warten", übermittelt Kerstin aus Leipzig ihrem Unteroffizier Dirk Behrendt. Alles Gute im persönlichen Leben und bei der Erfüllung seiner dienstlichen Aufgaben wünscht dem Soldaten Carsten Heller seine Schwester Regina. „Bleib gesund!" ruft Peggy Prehl dem künftigen Unteroffizier Tilo Lech zu, der im Mai seinen dreijährigen Dienst begann. 1000 zarte Küsse von Andrea, ein Extraküßchen vom kleinen Liebling Maria und die Zusage, daß sie immer für ihn da sein werden, gehen an Soldat Ralf Kuhnert. Eltern und Großeltern grüßen den Gefreiten Frank und Offiziersschüler Jens Weißflog. Gegrüßt werden weiterhin Soldat Stefan Schreiber von seiner Frau Petra und seinen Lieblingen Constance und Nadine; der „Dreijährige" René Tesch von Susann Enigk; Oschi Frank von seinem Frauchen Kerstin. Einem nichtgenannten Unteroffizier wird aus Waren zugeflüstert: „Mein lieber Zauberer! Glückskinder, die sich lieben, schaffen es auch trotz Problemen in ihrer Märchenwelt glücklich zu werden. Deine Prinzessin Claudia." Ihm stets weiterhin den Rücken für seine Aufgaben zu stärken, versichern dem Offiziersschüler Thomas Haak seine Frau Heike sowie Söhnchen Alexander und wünschen für die Familie noch viele schöne Stunden. René Szippl richtet seiner Verlobten in Leipzig aus, daß sie nichts bereuen wird; und Ulrike Janaschke gratuliert ihrem Unteroffizier (24. 9.!).

Auflösung

... der Rätselkombination „Von Wortteilen zum Ganzen": Eins = Art; Zwei = Ill; Drei = Er; Vier = Ist.



Die Ein-Mann-Fla-Rakete

... ist hier noch ein Trainingsgerät. An ihm machen die zukünftigen Offiziere der Truppenluftabwehr ihre erste Bekanntschaft mit der Strela II. Aus Anlaß ihres 20jährigen Bestehens besuchte AR die Fachrichtung TLA der Offiziershochschule „Ernst Thälmann". Auf dem Titelbild und in einem Bildbericht stellen wir die selbstfahrende Fähre GSP-55 vor; hinzu kommt ein Beitrag über das sowjetische Jagdflugzeug Su-27. AR-Reporter begleiteten einen Schirrmeister des Kfz-Dienstes und beobachteten Tauchsportler der ASG Vorwärts Stralsund. Es gibt einen AR-Ratgeber „Berufsunteroffiziere" und ein neues Mini-Magazin. Auf dem Poster: ein Landungsschiff der Volksmarine. Die Reihe MILITARIA informiert über den Roten Soldatenbund des Jahres 1918. AR geht der Herkunft von Skinheads nach und befaßt sich mit der US-Marineinfanterie. Überdies lernt Ihr einen „himmelblauen Oberst" kennen

in der nächsten



Es war ein Tag im Frühling dieses Jahres – aber alles andere als ein Frühlingstag. Die Sonne stahl sich nur ab und zu durch die tiefhängenden, grauen Wolken, die der aufkommende scharfe Wind über den Himmel jagte. Die Tage davor waren freundlich und warm gewesen, heute aber kein Wetter zum Erwärmen. So interessant die Technik-Vorführungen waren – die Jungen auf dem Ausbildungsgelände fröstelten und krochen noch ein bißchen tiefer in ihre dünnen Jacken. Doch letztlich waren das Äußerlichkeiten, und diesen Tag werden sie wohl als ein bedeutsames, beeindruckendes Erlebnis in ihrer Erinnerung behalten haben. Eingeladen hatte das Ausbildungszentrum der Landstreitkräfte „Kurt Bennewitz" und mehrere Hundert



BUB kamen, sahen – und staunten



Andreas Masuck wird bald seine GST-Kleidung gegen eine Uniform der Grenztruppen der DDR vertauschen. Beste Wünsche gibt ihm Feldwebel Jan Becker mit auf den Weg.









Experte für die Pioniertechnik ist Major Harald Arnold. Imposant, finden Ingo Müller, René Müller, Andreas Masuck, Mario Wilhelm und Marko Lochmann

Was sind BUB? fragt Ihr zu Recht. Eine der DDR-typischen Abkürzungen, die nur Eingeweihte verstehen. Da sind wir Euch natürlich eine nähere Erläuterung schuldig. Was waren das also für junge Leute, die da am Nachmittag davor, mit aufmunternder, flotter Militärmusik begrüßt, erwartungsvoll ihren Einzug in die Kaserne gehalten hatten? Aufgeweckte, kluge, neugierige Siebzehn-, Achtzehnjährige. Jungs, wie Hunderttausende andere in unserem Lande. Poppig gekleidet, Haarschnitt nach der neuesten Mode. Jungs, die mehr oder weniger fleißig in der Schule gelernt haben und nun als Lehrlinge ihren „Mann" stehen. Die sich in der Freizeit mit Begeisterung in der Disko schaffen, aber auch in der GST Wehrkampfsport treiben oder ihren „Feuerstuhl" auf Touren bringen. Eins haben sie außerdem gemeinsam, was sie wiederum von den tausenden anderen unterscheidet: Sie sind eben BUB – Berufsunteroffiziersbewerber. Sie haben sich also für einen militärischen Beruf entschieden, einen Beruf, der Bewußtheit und Haltung voraussetzt, der ihnen Verantwortung und physische Bereitschaft abverlangt, aber auch, meinten die von uns Befragten, sicher Freude und Befriedigung bringen wird.

Hier im Ausbildungszentrum „Kurt Bennewitz" wollten und sollten sie einen kleinen Einblick in ihren künftigen Beruf erhalten, moderne Militärtechnik anschaulich erleben, das Leben in der Kaserne, Unterkünfte, Lehrkabinette, Sportanlagen kennenlernen.

Klare Vorstellungen von ihrer Zukunft haben die meisten von ihnen bereits mitgebracht, welchen Weg sie in den bewaffneten Organen einmal gehen möchten. Mario Wilhelm, Kfz-Schlosser-Lehrling aus dem Kaliwerk „Heinrich Rau" Roßleben, zieht ein persönliches Resümee dieser Stippvisite bei der Armee: „Diesen praktischen Anschauungsunterricht hier fand ich einwandfrei. Erstmals habe ich hier zum Beispiel Militärtechnik, die ich bisher nur auf Bildern oder im Fernsehen gesehen habe, ganz dicht, hautnah sozusagen, und in Aktion erlebt. In meinem Entschluß, einen Soldatenberuf zu ergreifen, bin ich nur bestärkt worden."

Seine Motive sind also schon ziemlich stabil. Die Mutter, Zivilbeschäftigte der NVA, hat da eine gewichtige Aktie dran.

Auch Andreas Masuck, ein Instandhaltungsmechaniker-Lehrling aus dem Energiekombinat Halle, weiß seit langem, in welche Richtung er einmal marschieren will: „Ursprünglich wollte ich Offizier werden, und das habe ich auch noch nicht ganz aus meinen Plänen gestrichen. Die 10. Klasse habe ich zwar mit ‚gut' abgeschlossen, aber als es um die EOS-Bewerbung ging, reichten meine Leistungen nicht.

Sitzt! meint Feldwebel Roland Paenzer freundlich zu Marko Lochmann





So habe ich mir erst einmal den Fähnrichberuf zum Ziel gesetzt, vielleicht kann ich mich später doch noch zum Offizier qualifizieren. Mein Onkel war über 25 Jahre bei der Truppe, zuletzt auch als Fähnrich. Von ihm habe ich viel erfahren, zum Beispiel über die Möglichkeiten, die ein junger Mensch in unserer Armee oder bei den Grenztruppen hat. Ich weiß auch, daß viel Freizeit drauf geht, daß man eventuell immer wieder mal umziehen muß, daß insgesamt hohe Ansprüche an einen Berufssoldaten gestellt werden. Aber gerade das reizt mich. Und der tägliche unmittelbare Umgang mit vielen Leuten. Vielleicht klingt das etwas übertrieben mit meinen siebzehn Jahren – aber für mich sind Disziplin und Konsequenz wichtige Dinge im Leben. In diesem Sinne möchte ich einmal als Ausbilder arbeiten und andere erziehen. Möglichst bei den Grenztruppen, weil ich glaube, daß da besonders hohe Forderungen gestellt werden."

Überraschenderweise treffen wir auch zwei Jungs, deren Zukunft auf dem Wasser liegt: Marko Lochmann aus Eisleben und René Müller aus Rodleben, beide Instandhaltungsmechaniker-Lehrlinge, wollen zur Volksmarine. Doch sie sind nicht weniger interessiert und beeindruckt von dem, was sie hier geboten bekommen. „Der Besuch im Ausbildungszentrum der Landstreitkräfte war auch für uns sehr lehrreich. Schließlich muß ich mich ja auch als künftiger Volksmarine-Mann ein bißchen in der Technik meiner Waffengefährten bei den anderen Teilstreitkräften auskennen. Außerdem will ich nicht nur zehn Jahre bei der Armee bleiben, es soll schon ein Beruf fürs Leben werden." Für René ist ein Beruf bei der Volksmarine sein „Traumberuf". Den Grund dafür bereitete schon der Opa, der selbst einmal zur See wollte. Den siebzehnjährigen René reizt besonders die Technik, weshalb er auch von den Vorführungen hier begeistert war. „Vor Wochen gab's auch schon einen Besuch bei der Volksmarine", berichtet er uns, „und wenn alles klappt, soll es nächstes Jahr im Mai mit einem Schulschiff auf Seetörn nach Riga oder Leningrad gehen." Und ganz beiläufig, aber man hört es heraus, wie wichtig ihm das ist, bemerkt er noch: „Meine Freundin will einmal Lehrerin werden. Sie findet es gut, daß ich mich für einen Beruf in unserer Armee entschieden habe."

Heute sind sie also noch BUB, in ein oder zwei Jahren werden sie Ihren Dienst im Waffenrock antreten. Im Steingrau der NVA, als Grenzer oder im Volksmarine-Blau. Für zehn, fünfzehn Jahre oder auch ein Leben lang. Sie haben sich dafür entschieden, weil sie sich für die Technik begeistern, weil sie den ständigen engen Kontakt mit den Menschen in einer gemeinsamen, wichtigen Aufgaben „toll" finden, und nicht zuletzt, weil sie meinem, wie es Marko Lochmann für alle ausdrückte, daß sie so „ein bißchen dazu beitragen können, daß unserem Land und der Welt der Frieden erhalten bleibt."

Text: Günther Wirth
Bild: Manfred Uhlenhut

Schnelligkeit ist gefragt beim Schießen mit dem Granatwerfer



Die aktuelle Umfrage

Wer ist ein

Was erwartet mich bei der Armee? Eine Frage, die sich wohl die meisten jungen Männer unseres Landes irgendwann einmal vor Antritt ihres Wehrdienstes stellen. Der eine einfach nur neugierig, gespannt, was da auf ihn zukommen wird, der andere vielleicht mit der konkreten, löblichen Absicht, sich gut vorzubereiten, mancher gewiß auch etwas bang. Strenge Vorgesetzte, harte Ausbildung, strapaziöse Märsche, Dienst rund um die Uhr, Übungen, wochenlange Feldlager? Man hat ja einiges schon gehört und gelesen. Aber hoffentlich auch dufte Kumpel, echte Kameraden, mit denen man zusammenhalten und alle Schwierigkeiten gemeinsam bewältigen kann!

Ob sie die gefunden haben, wie sie Soldatenkameradschaft erlebten, was ein guter Kamerad für sie ist und bedeutet – Fragen, auf die wir in dieser Umfrage eine Antwort suchten.

„Ich hatte mir eine Menge Gedanken gemacht, bevor ich zur Fahne kam", erinnert sich Soldat Klaus Wehrhahn. „Wie soll ich an den Wehrdienst herangehen? Zusehen, wie ich über die Runden komme, ohne groß aufzufallen, mich irgendwie durchschlängeln, nach der Devise ‚Jeder macht seins', wie mir einige geraten hatten? Oder nicht vielleicht doch lieber versuchen, mein Bestes zu geben, mich sauber in das Kollektiv einzufügen, Kameraden zu finden und selbst ein guter Kamerad zu sein."

Klaus hat sich natürlich für Variante zwei entschieden, wie er uns wissen ließ, in der schnell gemachten Erkenntnis, daß ein Einzelgänger weder sich noch der Truppe nutzt. Auch Soldat Göran Wolff bekennt: „Ohne Kameradschaft geht's nicht. Die eineinhalb Jahre als Außenseiter rumkriegen, das könnte ich mir nicht vorstellen."

Ähnliches bewegte Soldat Ralf Hornig: „In meiner Brigade zu Hause waren wir ein ganz duftes Kollektiv, wo sich einer auf den anderen verlassen konnten. Wir waren aber schon sehr lange zusammen und haben uns über die Jahre zusammengerauft. Und dann zur Fahne, wo ja die Leute erst einmal zu einem Kollektiv zusammengeschmissen werden. Leute, die sich überhaupt noch nicht kennen, die die unterschiedlichsten Interessen haben, verschiedene Berufe, oft auch gegenteilige Haltungen und Einstellungen." Die aber auch, möchte ich hinzufügen, in der Zeit ihres Wehrdienstes vieles verbindet, um es auf einen Nenner zu bringen: die gemeinsame Verantwortung und Aufgabe, den Frieden zu sichern, zu verhindern, daß die Waffen sprechen. Deshalb finde ich es auch beachtlich, daß Soldat Ralph Deler von einem Kameraden bei der Armee nicht nur erwartet, daß er „zuverlässig, hilfsbereit und kollegial" ist, sondern zugleich verlangt: „Er muß sich über den Sinn unseres Soldatseins klar sein."

Kameradschaft hat also, so geht daraus hervor, und so verstehe ich es auch, vor allem erst einmal etwas mit der inneren Haltung zu tun, zur Sache und zum Menschen neben mir. Soldat Jens Weggen sieht's wohl etwas sehr pessimistisch, wenn er sarkastisch meint: „Bei der Armee wird doch Kameradschaft einfach befohlen. Und da man sich hier bei der Truppe seinen Nebenmann sowieso nicht aussuchen kann, muß jeder eben sehen, wie er am besten mit dem anderen auskommt." Wenn das mit dem Befehlen so einfach wäre. Freilich, der Befehl regelt vieles in der Armee, das kann auch nicht anders sein. Aber Kameradschaft befehlbar? Wohl



guter Kamerad?

kaum. Wichtig, notwendig ist sie mit Sicherheit. Und deshalb sollten die Kommandeure aller Ebenen, die Politarbeiter und die gesellschaftlichen Organisationen auch alles tun, um eine entsprechende Atmosphäre zu schaffen. „Der Vorgesetzte muß Kameradschaft vorleben", wünscht sich der Gefreite Ulf Rochler. „Ohne allerdings die notwendige Distanz und seine Autorität als Vorgesetzter zu verlieren", ergänzt Leutnant Wolf-Rüdiger Heintze, der offensichtlich ähnliche Erfahrungen gemacht hat wie Unterfeldwebel Gerd Schauer: „Wenn ein Vorgesetzter nicht stets auf einen gewissen Abstand zum Unterstellten achtet, entsteht schnell Kumpanei, und der Vorgesetzte wird dann vom Soldaten ausgenutzt."

Da mag etwas dran sein. Aber letztlich kommt es immer auf die konkrete Situation, auf das rechte Verhältnis und auf die Leute selbst an, die sich gegenüberstehen. Beispiele beweisen, daß Kameradschaft und Autorität einander durchaus nicht ausschließen müssen. Unteroffizier d. R. Andreas Orlich erinnert sich an seinen ehemaligen Kompaniechef, Oberleutnant Lindert, „der mir als jungem Unteroffizier immer mit Rat und Tat zur Seite stand und mich befähigte, meine Besatzung zum Bestentitel zu führen." Und Feldwebel Steffen Zingler schwärmt sogar: „Im vergangenen Jahr hatten wir einen Zugführer, der mit seinen Soldaten über alles gesprochen hat. Für jedes Problem hatte er nicht nur offene Ohren, sondern auch hilfreiche Ratschläge. Und er hat für sie um Urlaub gekämpft, wenn er ihn für notwendig hielt. Der Zugführer



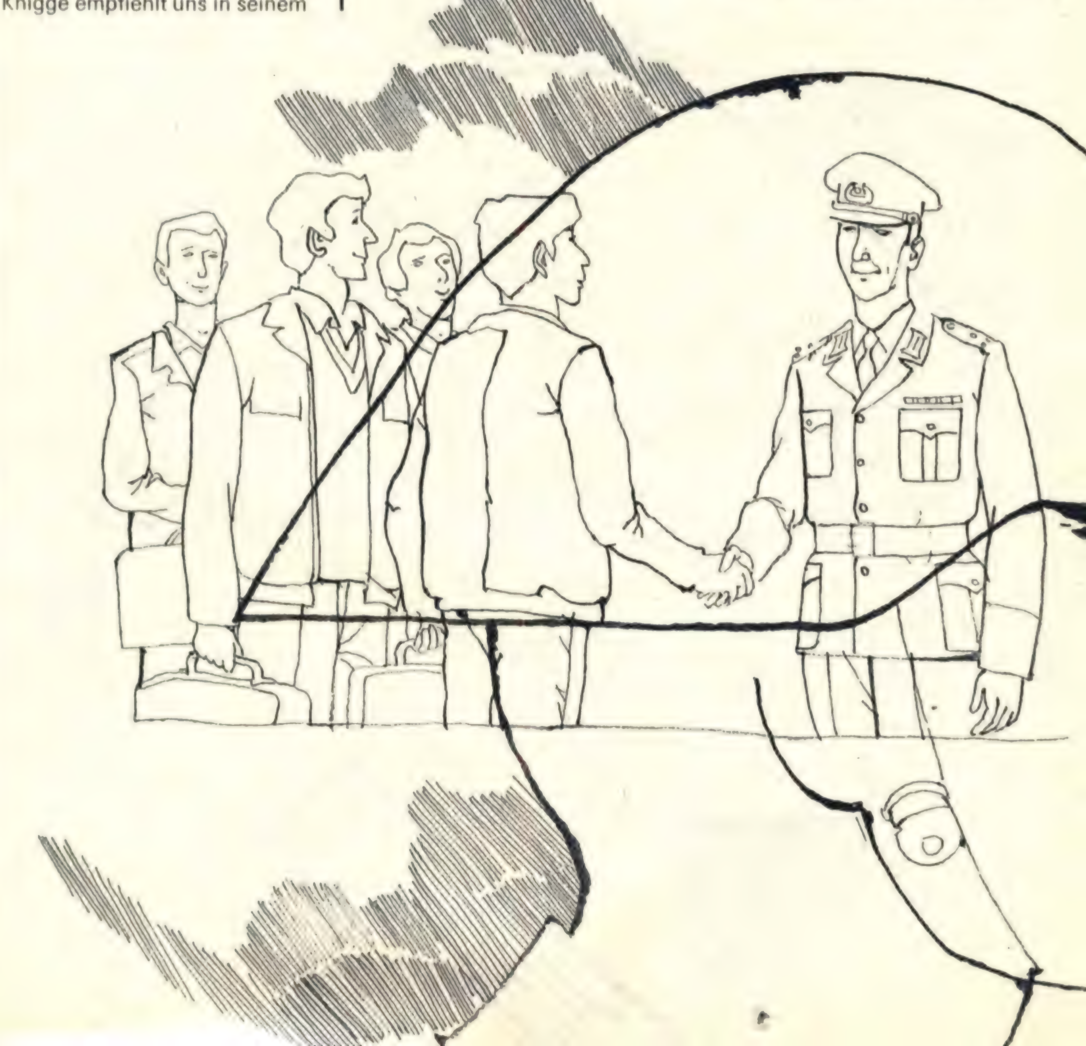
stand hinter seiner Truppe, und die ging umgekehrt für ihn durchs Feuer."

Eine gesunde Atmosphäre, ein gutes Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten sind also notwendiger, fördernder Nährboden für sozialistische Soldatenkameradschaft; aber sie machen, sie täglich, stündlich im Dienst, in der Freizeit, im persönlichen Miteinander praktizieren, das muß jeder einzelne selbst, denn „Kameradschaft", sagte der Schriftsteller Gustav von Wangenheim, „ist kein Wunder, das vom Himmel fällt, wenn einer nachts trostsuchend durch die Straßen rennt, Kameradschaft muß erkämpft werden."

Und der alte Adolph Freiherr Knigge empfiehlt uns in seinem Buch „Über den Umgang mit Menschen": „In der Freundschaft müssen beide gleichviel geben und empfangen können", was wir ohne Bedenken auch auf die Soldatenkameradschaft anwenden sollten. Auf Kameradschaft kann man nicht passiv warten, man erhält sie nur, wenn man auch bereit ist, sie zu geben. Ganz besonders in unseren Streitkräften. Kameradschaft erwächst aus der gemeinsamen Verantwortung. Sätze, wie „Wir ziehen an einem Strang" oder „Wir sitzen alle im selben Boot" bringen diese Überzeugung zum Ausdruck.

„Die Gesamtleistung des Soldatenkollektivs zählt, nicht die des einzelnen", meint Soldat Sigmar Rose. „Jeder muß dazu das Seine geben und sich in die Gemeinschaft einordnen, auch indem er anderen hilft." Soldat Ralf Günzel hat auch den Blick aufs Ganze: „Im Ernstfall muß die gesamte Truppe bestehen und nicht nur die Stärksten und Besten." Zu einfach wäre es wohl, verließen sich die Schwächeren nur auf Hilfe, weil das so bequem ist. Alles zu versuchen, besser zu werden, aus sich heraus höhere Leistungen zu erreichen, weniger auf andere angewiesen zu sein – auch das zähle ich zur Kameradschaft.

Freilich gibt es Situationen, da man ganz einfach die Unterstüt-



zung des Nebenmannes braucht. Freunde erkennt man in der Not, sagt ein Sprichwort. „Jeder hat mal eine Phase, wo er ohne Hilfe nicht weiterkommt", weiß Unteroffizier Ingo Hoffmann aus Erfahrung. „Ohne Soldatenkameradschaft müßte sich jeder allein durchboxen", ergänzt ihn Soldat Thomas Röthling, „aber wenn man dufte Kumpel neben sich hat, kann man selbst bei harten und schwierigen Situationen lachen." Soldat H.-J. Stewen freute sich als Soldat des 1. Diensthalbjahres „über jeden gutgemeinten Ratschlag. Aber jeder hat andere Ansichten, und es ist nicht einfach, sich den richtigen auszusuchen." Konkretes war auch zu hören: Soldat Derk Rösler empfand es als „echte Soldatenkameradschaft, daß ein Soldat selbstlos für mich den Dienst für zwei Stunden übernahm, damit ich meinen überraschend gekommenen Besuch empfangen konnte." Soldat Rüdiger Kloß hatte Pech beim Härtetest-Marsch: „Beim Sprung über einen Graben habe ich mir den Fuß verknickt. Es war ziemlich schlimm, auftreten konnte ich nur mit großen Schmerzen. Natürlich war weit und breit kein Fahrzeug aufzutreiben. In einer solchen Situation bewährt sich die Kameradschaft. Das ist doch selbstverständlich, daß die helfen, könnte man sagen. Freilich, aber was ich als besonders wohltuend empfand – sie trugen mich ohne zu meckern, ohne blöde Bemerkungen zu machen."

Einen ganz anderen Aspekt brachte an dieser Stelle Gefreiter Michael Kotter in die Debatte: „Ich finde aber, Kameradschaft ist nicht bloß für Notfälle, für Ausnahmesitutationen da, sie muß sich täglich, in den ganz normalen Dingen der Ausbildung, des Dienstes, der Freizeit bewähren." Und da gehen die Meinungen und Auffassungen schon ein bißchen auseinander. Soldat H.-J. Stewen glaubt, „es gibt keine Soldatenkameradschaft, denn nicht jeder gibt sein Bestes, viele ruhen sich auf Kosten anderer aus." Gefreiter Joachim Opitz ist ein wenig hin- und hergerissen: „Im großen und ganzen besteht innerhalb eines Diensthalbjahres eine gute Kameradschaft. Und das ist wichtig, meine ich. Schließlich haben wir einen gemeinsamen Auftrag. Freilich hört Kameradschaft auf, wenn es um Urlaub geht." Soldat Norbert Link dagegen „weiß", daß er sich „auf die Kameraden verlassen kann." Soldat Steffen Milde bezeichnet das Verhältnis in seiner Gruppe als „einwandfrei". Er sagt: „Ich hätte mir das nicht vorstellen können, als ich noch zu Hause war", und auch Soldat Jens-Uwe Queißer hat gute Erfahrungen gemacht: „Natürlich gibt es auch mal Meinungsverschiedenheiten, aber insgesamt ist unter uns sechs Soldaten in unserem Zimmer eine sehr gute Stimmung. Wir teilen alles und entscheiden alle Dinge gemeinsam." Soldat Rudi Werner empfindet bereits „ein aufmunterndes Wort," wenn er mal so richtig durchhänge, als „kameradschaftliche Geste", und Gefreiter Lutz Rolle freute sich, daß ihm seine Genossen einen Krankenbesuch abstatteten: „Da spürte ich, daß ich nicht vergessen bin."

Soldat Thomas Thieme ist, wie die meisten Menschen, kein Einzelgänger. Er weiß um die Bedeutung eines guten Kameraden: „Es ist schön, wenn man einen Kumpel hat, mit dem man sich über alles unterhalten kann, zu dem man mit seinen Problemen kommen kann." Unteroffizier Jürgen Reichel hat einen solchen: „Ein echter Kamerad ist für mich Unteroffizier Brosch, mit dem ich in einem Zimmer lebe. Er sagt mir immer offen, was er denkt, kritisch und selbstkritisch." Ähnliches sagt Unterfeldwebel Gerd Schauer von Thomas Karg: „Er ist ein Kamerad, dem ich vertrauen kann. Er ist offen und ehrlich, ich kann mich auf ihn verlassen."

Das ist es, was Kameradschaft über den Augenblick erhebt. Man braucht sie nicht nur, um eine konkrete Aufgabe, eine schwierige Situation besser zu bewältigen. Kameradschaft kann dem Menschen auch Mut geben für Künftiges, sie kann ihn reicher, optimistischer, fröhlicher machen.

Feldwebel Reinhardt Schmolke sagt, was Kameradschaft ihm bedeutet: „Sie fördert Aktivität, Schöpfertum und Freude im schweren militärischen Alltag. Es ist doch ein schönes Gefühl, gute Kumpel, Mitstreiter an seiner Seite zu haben, auf die jederzeit Verlaß ist, und auch selbst gebraucht zu werden."

Text: Günther Wirth
Zeichnung: Karl Fischer
Mitarbeit: Beate Grassal, Major Kästner und Major Lang



Bermuda zwo

Kurzgeschichte von Oberstleutnant d. R. Lutz-R. Schöning

Wie der Leutnant Strohbach in die Lage geriet, den dritten Mann in einem brisanten Drei-Personen-Stück zu spielen, wird nicht exakt zu ermitteln sein. Das Problem wird deutlich, wenn man die Fehler analysiert, die allein der erste Satz enthält. Strohbach war nicht der dritte Mann, sondern der einzige, und das Ganze war alles andere als ein Spiel. Möglich, daß er ein Opfer seiner Gutmütigkeit wurde, aber das kann hinterher jeder behaupten. Gezählt wird, was als erwiesen gilt. Und das hat, wie man unschwer merkt, seine Schwierigkeiten.

Bewiesen ist, daß die zwei anderen Handlungsträger Personen weiblichen Geschlechts sind. Und zwar eindeutig ausgewiesen durch hervorragende sekundäre Geschlechtsmerkmale. Beide so etwa tausend Wochen auf der schönen Mutter Erde lebend und immer noch ledig. Und, damit auch das gleich mitgeteilt ist, spinnefeind miteinander oder besser gegeneinander. Eine Rivalität, die nur erklärt werden kann aus dem Urtrieb, der das letzte Affenmädchen zum emanzipierten Menschenkind machte; ein Trieb, der dieses Geschöpf zu einem Apfel greifen ließ, um das vom Ungeziefer zu befreiende Männchen mit seiner einprägsamen und individuellen Draufgabe zu erfreuen und sich so seiner Aufmerksamkeit zu versichern. Die Draufgaben der Damen A und B, die man der besseren Faßlichkeit wegen natürlich auch Anne und Bettine nennen könnte, waren nun in der Tat sehr individuell und alles andere als das schlichte Obst aus paradiesischen Gefilden. Wenngleich eine augenfällige Parallele nicht vom Tisch geredet werden soll. Der in ähnlicher Lage befindlichen Leserin wie dem unbefangenen Leser wird ein-



leuchten, daß die beiden rivalisierenden Protagonistinnen ausstellten, was sich an Vorzeigbarem in den Arsenalen befand. Es ging schließlich nicht um irgendetwas, sondern um das Grundbedürfnis, die aus unerfindlichen Gründen als Makel empfundene unbemannte Drift des Lebensschiffs zu beenden. Da Anne und Bettine für eine Berufstätigkeit ausgebildet waren, im Kurz- und Maschineschreiben die eine und im Kochen die andere, hatten sie keine nennenswerten Schwierigkeiten überwinden müssen, um für ihre Tätigkeit ein Wirkungsfeld zu finden, wo die Auswahl der potentiellen Partner nicht nur zahlenmäßig äußerst günstig war, sondern auch – so schien es beiden, und in diesem Punkte herrschte Einmütigkeit – unausbleiblich. Sie hatten ihre Bewerbungen einem Betriebe hingereicht, in welchem die Männer – zahlenmäßig – die Oberhand hatten. Wobei Betrieb hier von dem Wortstamm Betriebsamkeit hergeleitet ist. Betriebsam und geschäftig ging es zu in der neuen Arbeitsstelle von Anne und Bettine, dafür sorgten hunderte junger Männer, die im Zuge gemeinsamer Tätigkeit und gleicher Beanspruchung alle gleich gekleidet waren. In jeder Hinsicht also uniforme Burschen.

Seltsam genug, so will es scheinen, daß man angesichts dieser Dutzendgleichheit einen Bezugspunkt ausmachen kann und auch noch das Kunststück fertigbringt, diesen Punkt durch angespannte Aufmerksamkeit zu fixieren. Der Punkt hieß, man hat es vielleicht schon erraten, Strohbach. Und führte, nicht zuletzt aus Gründen innerbetrieblicher Unterscheidung, die Zusatzkennung Leutnant.

Leutnant Strohbach also.

Ledig.

Stattlich, wie man früher mit schonenden Worten die zur Korpulenz neigenden Männer nannte. Besonnen. Materielle Unabhängigkeit kann unterstellt werden. Ein makelloser Kerl also, wenn man von kleinlichen Einwänden absieht, die die Größe seiner deutlich ein wenig abstehenden Ohren, die Krümmung seiner Beine und die nicht zu verleugnende verschliffene sächsische Mundart zur Sprache bringen wollten.

Ein Bild von einem Leutnant! Eine Traumfigur für junge Damen, denen als Nahziel der Besuch eines Standesamtes vorschwebt. Trotz O-Bein und Segelohr!

So wird es also kaum verwundern, daß Anne und Bettine in Anbetracht der angedeuteten natürlichen Rivalität völlig unabhängig voneinander einen Plan entwarfen, wie dem Leutnant Strohbach klarzumachen sei, daß nur sie für ihn in Frage käme bei der unumgänglichen Suche nach einer Partnerin. Wer die Lustbarkeiten in den Unterbringungsorten uniformierter junger Männer vielleicht aus eigenem Erleben kennt, wird nicht erstaunt sein, wenn sich nicht nur die Pläne, sondern auch der Zeitpunkt ihrer Ausführung auf die verblüffendste Weise ähnelten. Das wurde begünstigt durch die bevorstehende Wiederkehr eines grundlegenden Staatstermins, der alljährlich festlich begangen wird.

Anne und Bettine hatten die Vorbereitung auf ihre Art eingeleitet. Während die eine – ausgestattet mit einem Arbeitsplatz, der den Blick über den Zugang zum zentralen Verwaltungsgebäude der Einrichtung auf das Übersichtlichste ermöglichte – schon im Vorfeld des entscheidenden Treffens immer häufiger und koketter dem Leutnant Strohbach über den Dienstweg lief, ließ es sich die andere nicht nehmen, täglich höchstpersönlich die Zuteilung der schmackhaften Speisen auf Strohbachs Teller vor dessen Auge zu

Fortsetzung auf Seite 75

Illustration: Angela Markert

Ferdinand Hodler: Aufbruch der Jenenser Studenten in den Befreiungskrieg 1813, (1908/09)

In der Aula der Friedrich-Schiller-Universität Jena hängt an repräsentativer Stelle ein großformatiges Gemälde des bekannten Schweizer Malers Ferdinand Hodler (1853–1918), das zu seinen bedeutendsten gehört. Die „Gesellschaft der Kunstfreunde von Weimar und Jena“ war der Auftraggeber gewesen – eine bürgerliche Interessengemeinschaft, die den progressiven Kunstrichtungen jener Zeit, Expressionismus und Jugendstil, positiv gegenüberstand. Im Jahre 1913 aber, als der hundertste Jahrestag der Befreiungskriege gegen die napoleonische Fremdherrschaft feierlich begangen werden sollte, begann wegen dieses Bildes aus mehreren Gründen ein Skandal, der sich – über die Grenzen Jenas hinaus – zum „Fall Hodler“ ausweitete und das Schicksal dieses Gemäldes mitbestimmte. Heute gilt dieses Werk als eines der bedeutendsten Beispiele von Historienmalerei im 20. Jahrhundert.

Der „Aufbruch der Jenenser Studenten 1813“ ist in einer Weise dargestellt worden, die den Protest reaktionärer Kreise der damaligen Zeit verständlich werden läßt. Kein König, der verherrlicht worden wäre und als Führer dieser historischen Bewegung aufträte, ist zu sehen; statt solcher damals geläufigen Glorifizierung ist – historisch wahrhaftig – der „Aufbruch“ von Studenten dargestellt worden, die als Lützower Jäger maßgeblich zur Befreiung des deutschen Volkes aus Fremdherrschaft beigetragen hatten. Hodler fand eine Form für dieses Thema, die in ungewöhnlicher, beeindruckender Weise auf den demokratischen Charakter jener Volkserhebung hinwies.

In Hodlers Schaffen hatte sich die Monumentalität dieses Werkes vorbereitet. Besonders in Landschaftsbildern aus seiner Schweizer Heimat hatte er eine großzügige Gestaltungsweise gefunden, die sich als Überwindung impressionistischer Bildauffassung verstehen läßt: Verzicht auf zufällige Einzelheiten, Zusammenfassung der Formen, Betonung der Linie im Umriß, schließlich das, was man Parallelismus genannt hat, die strenge Ausbreitung von (gereihten) Darstellungs-Details auf der Fläche. Das Jenenser Bild zeigt das in prägnanter Weise. Zwei Bildzonen teilen die Darstellung: Oben marschieren in gewaltig erscheinender Geschlossenheit die Studenten als Lützower Jäger scheinbar in das Bild hinein und ebenso scheinbar aus ihm hinaus. Das läßt die unten dargestellten Szenen als Ausschnitt aus einem viel ausgedehnteren Geschehen verstehen. Die Einzelfiguren der unteren Bildzone aber sind so zueinandergeordnet, daß durch ihre Bewegungsrichtungen große, zusammenfassende Teile der Gesamtkomposition entstehen. Man bemerkt große Bögen und sieht nur rechts dieses Prinzip durchbrochen; die emporgerissenen Arme des Mannes, der das Bild zu verlassen scheint, können sowohl triumphale Geste als auch Ausdruck tödlichen Getroffenseins bedeuten. Möglicherweise wird mit dieser Geste auf den Dichter Theodor Körner hingewiesen, der als Lützower Jäger fiel. Die Pferde sind ohne detailgetreu wiedergegebenes Zaumzeug dargestellt und so angeordnet, daß die Symmetrie des Gemäldes (die durch die Positionen der Personen und deren Haltung erreicht worden ist) unterstützt wird. Leichte „Unregelmäßigkeiten“ lassen die gesamte Szenerie trotz der kompositorischen Strenge als lebendige Darstellung wirken.

Das Hodlersche Kompositionsprinzip hat z. B. in der sowjetischen Malerei (A. A. Dejneka: „Verteidigung Petrograds“, 1928) nachhaltig gewirkt. Der Künstler verließ 1914 nach Kriegsausbruch Deutschland und drückte seinen Abscheu gegen den Krieg mit seiner Unterschrift unter einen Protest schweizerischer Persönlichkeiten gegen die deutsche Beschießung der Kathedrale von Reims aus. Sowohl der demokratische Charakter seines Gemäldes als auch diese eindeutige Stellungnahme führten dazu, daß das Gemälde während des ersten Weltkrieges, durch Bretter verborgen, der Öffentlichkeit vorenthalten wurde. Sozialistische Studenten beseitigten 1919 die Verschalung und wurden durch den Jenenser Arbeiter- und Soldatenrat unterstützt. Heute gehört Hodlers monumentales Gemälde zu den wertvollsten Zeugnissen progressiver Kunst aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Text: Horst-Jörg Ludwig
Reproduktion: Bildstelle der Friedrich-Schiller- Universität Jena







„STINKI"

„Meine Freunde nennen mich Stinki, aber ich habe keine Freunde", begrüßt ein Offizier die Wehrpflichtigen einer Luftlandeeinheit in Passau (BRD). Anderenorts werden 90 Neueinberufene gezwungen, sich von ihren Ausbildern eine Glatze schneiden zu lassen.

Zwei der im jüngsten Jahresbericht des Wehrbeauftragten der Bundeswehr, Weiskirch, enthaltene Fakten jener Art, die aus begreiflichen Gründen immer spärlicher veröffentlicht werden. Geht es doch um den vermeintlichen „Staatsbürger in Uniform". In den Sonntagsreden von Militärs und Politikern gibt es ihn noch immer. Doch die Realität ist mitunter recht nüchtern.

Immerhin war es der Wehrbeauftragte selbst, der feststellen mußte, daß viele Vorgesetzte „nach Gutsherrenart" herrschen. Nicht mal die Spur einer positiven Veränderung gegenüber den Vorjahren habe er erkennen können. Stattdessen würden Verstöße gegen die Menschenwürde zunehmend als „militärtypisch" abgetan. Ein feiner Dreh in der Tat. „Militärtypisch" handelte da wohl auch jener Bootskommandant, der es liebte, die Männer seiner Besatzung mit Gegenständen zu bewerfen oder sie mit Senf und Ketchup aus einer Signalpistole zu beschießen. Erst als er während einer Schlauchbootübung mit scharfer Munition um sich ballerte, kam es zu einer Eingabe. Extremfall oder Spitze eines Eisberges? Sicherlich unterscheiden sich die Methoden fallweise. „Der Schleifer '88 läßt keine Liegestütze über offenem Messer machen. Er schikaniert subtiler, arbeitet mit Psychoterror, der disziplinarrechtlich kaum zu erfassen ist." Das schrieb die Illustrierte „Stern" zu Sachen Demokratie in der Bundeswehr.

In Bonner Parlamentskreisen gibt man sich ratlos, warum Jahr für Jahr die gleichen „Mißlichkeiten" angeprangert werden müssen. Nach den Ursachen fragen diese Herren vorsichtshalber nicht. Befürchten sie vielleicht, auf die „vordemokratischen Traditionen" der Bundeswehr zu stoßen? So jedenfalls nennt der ehemalige Bundesverfassungsrichter Rottmann das eigentliche Wesen des „Soldatengesetzes" der BRD. Bei seiner Schaffung seien nämlich „wesentliche Positionen" der Rechtsabteilung der Hardthöhe mit Beamten aus der Wehrmachtsjustiz und dem Reichskriegsministerium besetzt gewesen. Höchste Zeit also, nicht nur vollmundig von Demokratie zu reden, sollte man meinen. Doch Insider sind überzeugt, daß die CDU/CSU versuchen wird, das Eingaberecht noch weiter zu beschneiden. Führende Militärs, allen voran Hansen, der Kommandierende General des III. Korps, haben bereits zum Sturm geblasen. Offen bekunden sie ihren Unmut über den Bericht und dessen Verfasser. Selbst armselige Reste des vielgepriesenen „Staatsbürgers in Uniform" sind also noch ein Zuviel an Demokratie und Grund genug, sich darauf einzuschießen.

Gregor Köhler

AR International

- **Rund 17 000 US-Soldaten** sind während des Reforger-Manövers Ende August aus ihren Heimatstandorten nach Westeuropa verlegt worden. Laut Mitteilung des Hauptquartiers der USA-Armee in Europa waren die Soldaten per Luftbrücke in Belgien und der BRD eingetroffen und übernahmen ihre dort bereits eingelagerte oder auf dem Seeweg transportierte Ausrüstung. Mit der Verlegung soll die schnelle Verstärkung der NATO-Streitkräfte in Westeuropa trainiert werden. Die eingeflogenen USA-Truppen nehmen an verschiedenen Manövern der NATO-Herbstmanöverserie Autumn Forge teil. Deren umfangreichstes ist das Manöver Certain Challenge, an dem sich in Bayern und Baden-Württemberg etwa 75 000 amerikanische, 17 000 bundesdeutsche und mehr als 5 000 kanadische Soldaten beteiligen. Es sind Beobachter aus den KSZE-Teilnehmerstaaten eingeladen worden.

- **Generalleutnant Hansen,** Kommandierender General des III. Korps der Bundeswehr, hat sich nach dem Inkrafttreten des Vertrages über die Liquidierung der Mittelstreckenraketen für eine verstärkte Aufrüstung der NATO bei konventionellen Waffen ausgesprochen. Gleichzeitig setzte sich Hansen, der in eingeweihten Kreisen als möglicher Nachfolger des gegenwärtigen Bundeswehrgeneralinspekteurs gilt, für die Beibehaltung der NATO-Strategie der flexiblen Reaktion sowie für den Ersteinsatz von Kernwaffen ein.

- **Ein Abkommen** über die Entwicklung des Jagdflugzeuges „Jäger 90" haben die Verteidigungsminister der BRD, Großbritanniens und Italiens unterzeichnet. Spanien, das gemeinsam mit seinen drei Partnern die Maschine baut, war infolge des noch nicht beendeten parlamentarischen Abstimmungsprozesses nicht vertreten. Das JF 90 wird das bisher teuerste Kampfflugzeug der Bundeswehr sein. Die zuständigen Bundestagsausschüsse hatten Anfang Mai der Bundeswehr zunächst die Ausgabe von 5,8 Milliarden DM für die Entwicklungsphase zugebilligt.

Der Gesamtpreis der 200 Flugzeuge für die Bundesluftwaffe wird nach gegenwärtigen Berechnungen 22,3 Milliarden DM betragen. Wie dazu der Vorsitzende des Haushaltsausschusses, Rudi Walther (SPD), in einem Presseinterview erklärte, würden die beteiligten Regierungen bewußt die ganze Wahrheit verschweigen. Nach Erkenntnissen des Bundesrechnungshofes würden Entwicklung und Beschaffung der Maschinen für die Bundeswehr bis zum Jahr 2000 mehr als 52 Milliarden DM betragen.

- **1 600 Luft-Boden-Raketen** vom Typ Maverick wollen die USA den BRD-Streitkräften liefern. Eine solche Mitteilung hat das Pentagon dem USA-Kongreß zugeleitet. Der Schätzpreis beläuft sich auf 300 Millionen Dollar. Nach Angaben des USA-Verteidigungsministeriums seien diese Raketen wichtig für das erklärte Ziel der BRD, ihren Waffen- und Munitionsbestand wesentlich zu verstärken.

- **Militärische Aufgaben** soll die von der BRD-Regierung geplante Raumfahrtagentur erhalten. Nach einem Referentenentwurf des Bonner Forschungsministeriums wird zunächst ein Einsatz militärischer Aufklärungssatelliten im Rahmen der westeuropäischen Zusammenarbeit erwogen. Der Entwurf sieht eine Personalausstattung der Agentur mit rund 300 Mitarbeitern vor.

- **Protestdemonstrationen** vor der Schiffswerft in Groton (USA-Bundesstaat Connecticut) gab es beim Stapellauf des zehnten kerngetriebenen U-Bootes der USA-Marine. Die „Pensylvenia", ein U-Boot der Ohio-Klasse, ist mit Trident-2-Raketen ausgerüstet, von denen jede mit zehn Kernsprengköpfen bestückt ist. Von 15 Booten dieses Typs, die der USA-Kongreß bewilligt hat, sind gegenwärtig bereits acht in Dienst gestellt.

- **Nach Sankt Anna** bei Crotone in Kalabrien sollen die bisher in Spanien stationierten 72 Kampfflugzeuge F-16 der USA-Luftwaffe innerhalb der nächsten drei Jahre verlegt werden. Das italienische Kabinett hatte auf Antrag der NATO der Verlegung der Flugzeuge, die nach einem Beschluß der Madrider Regierung Spanien verlassen müssen, auf den Stützpunkt in Süditalien zugestimmt.

- **Bei einem Treffen** von Verteidigungsexperten hat der japansiche Ministerpräsident Takeshita die Forderung erhoben, daß Japan „langsam, aber stetig eine hochqualitative Verteidigung" aufbauen müsse. Dazu sollten auch gemeinsame Studien mit den USA erfolgen, um die amerikanisch-japanische Sicherheitspartnerschaft zu stärken. Die Studien für einen neuen Rüstungsplan, der sich an den 1990 auslaufenden Fünfjahresplan anschließen soll, sind im Juni aufgenommen worden.



Der US-amerikanische Kreuzer „Ticonderoga" beim Abfeuern einer Standard-2-Rakete; ein Schiff der Aegis-Klasse wie die „Vincennes", die am 3. Juli 1988 über der Straße von Hormus einen iranischen Airbus abschoß und dabei 298 Menschen in den Tod schickte.



In einem Satz

Zum Stabschef der NATO-Heeresgruppe Nord in Zentraleuropa mit Sitz in Mönchengladbach ist Bundeswehr-Brigadegeneral Johann Adolf Graf von Kielmannssegg ernannt worden, der dieses Amt am 1. Oktober als Nachfolger von Generalmajor Hans Hoster antreten wird.

12 000 Jeeps hat die Bundeswehr bei Daimler Benz und 8 000 handelsübliche Pkw und Transporter bei der Volkswagen AG bestellt, die bis 1993 ausgeliefert sein sollen.

Die USA verkaufen an Japan das modernste Luftabwehrsystem für Schiffe, das für die neue amerikanische Kreuzer-Klasse Ticonderoga entwickelt worden ist und Radaranlagen, Technik zur Stationierung von Satelliten, Raketenabschußrampen sowie des Phalanx-Raketenabwehrsystem umfaßt.

1 500 Luftabwehrraketen vom Typ Stinger sowie 500 dazu gehörende Abschußvorrichtungen im Gesamtwert von 124 Millionen Dollar liefern die USA an Griechenland.

Saudi Arabien soll etwa 100 Tornado-Kampfflugzeuge sowie Minenkampfschiffe im Gesamtwert von über 20 Milliarden Dollar aus Großbritannien erhalten.

Einen Vertrag im Umfang von umgerechnet 1,5 Milliarden DM über die Lieferung von zwölf Hubschraubern des Typs Super Puma, die mit Exocet-Raketen und Bordgeschützen ausgerüstet sind, hat Frankreich mit Saudi Arabien abgeschlossen.

Text: Walter Vogelsang
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv



Es waren einmal zwölf Köche. Die standen in dem Rufe, die besten ihres Ländchens zu sein. So rar die Zutaten auch manchmal vorhanden, stets zauberten sie Mahlzeiten auf den Tisch, daß einem schon



vom bloßen Anblick das Wasser im Munde zusammenlief.

Nun begab es sich, daß der Dienstherr die Ehre des Meisterkochs dem Vorzüglichsten dieser Zwölf angedeihen lassen wollte. Zu diesem Behufe sollten sie sich versammeln und auf einer trauten Wiese im Schutze des Stadtwaldes einen Wettstreit austragen. Den Besten – so hörte man sagen – stand die Erfüllung eines Wunsches in Aussicht.

Der Tag rückte heran und mit ihm in langem Trosse die Wagen mit den bisweilen weitgereisten Gaumenkünstlern nebst Helfern. Petrus hatte ein Einsehen und bescherte dem Völkchen einen Herbsttag, so golden man ihn schon lange nicht erlebt hatte. Es herrschte eitel Freude und Ausgelassenheit, bis einer die Stimme erhob und rief: „Achtung! Teilnehmer am Leistungsvergleich in Linie zu drei Gliedern angetreten, marsch!“ Da merkten die Köche, daß sie in Träumen geschwelgt hatten und daß ihnen ein anstrengender Tag bei einem „Leistungsvergleich als Höhepunkt der politischen und Gefechtsausbildung der Truppenteile, Einheiten und Einrichtungen der rückwärtigen Dienste“ bevorstand.

Der Wettstreit war fair von der ersten bis zur letzten Minute. Es gab keine Voreingenommenheit der Schiedsrichter. Die Kochgeräte waren durch die Bank bewährte Fkü 180/72, im Volke verständlich Gulaschkanone genannt. Allen wurden die gleichen Zutaten zugewiesen, die der Soldat als Produkte, hier noch viel konkreter als Komplekte zu schätzen weiß. Nur – jeder hatte in seinem WTB, was überhaupt nichts Schlimmes, sondern ein Wasserwagen ist, eigenes Wasser mitgebracht. Wenn das mal am Ende nicht den Ausschlag gegeben hat über Sieger und Geläuterte! Wer weiß! Nun, Spaß beseite. Ich hätte, ehrlich, nicht gedacht, daß die Jungs im Feldkochgrau den in derber Pappe verpackten Lebensmittelkonzentratwürfeln derartig schnucklige Bohnen- oder Erbsensuppen entlocken würden. Ach so, von wegen Jungs! Auch Mädchen waren dabei, auch Mädchen. Fähnrich Kerstin Assenheimer zum Beispiel. Nach zweijährigem Studium an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte ganze 7 Tage (in Worten: sieben!) als Bearbeiterin im Verpflegungsdienst ihres Truppenteils tätig, ging sie um die ihr unterstellten männlichen Armeeangehörigen nicht wie die Katze um den heißen Brei. Sie zeigte, wo Barthel den Most holt, wenn auch – auf der Suche nach dem rechten Weg – gelegentlich noch eine Sekunde länger mit der Nase in der Dienstvorschrift als mancher ausgebuffte Praktiker. Das wird alles noch. Einen Riesenvorteil hatte die blonde Kerstin dennoch. Wie sich jeder denken kann, geht's bei so einem Leistungsvergleich nicht bloß um den Geschmack oder Nichtgeschmack einer Suppe. Da sind sie letztlich sowieso viel zu verschieden, die Geschmäcker. Nein, die Verpflegungsgruppen hatten exakt abrechenbare Normen zu bringen: beim Aufbau eines Küchenzeltes, beim Herstellen der Arbeitsbereitschaft, bei der Speisenzubereitung – also, wenn's Essen fertig sein muß. Und – nun Kerstins Trumpf – sie mußten theoretisches Wissen nachweisen bei einer schriftlichen Prüfung, sozusagen ein Examen für die Klassifikation. Ist ja klar, wer soeben von der Schulbank ins Dienstleben gerutscht ist, der hat natürlich abrufbereit, was manch anderem Falten auf die Stirn treibt und die Tinte im Füller dick werden läßt.





Wieviel Liter die Kessel einer Feldküche fassen, das weiß man ja noch. 35 der Brat-, 75 der Kaffee- und 175 der Speisekessel. Schließlich sollen – der Name der Fkü sagt es – bis zu 180 hungrige Mäuler gestopft werden.

Aber: Nach welchen

Tätigkeiten muß sich ein Koch Hände und Unterarme waschen, sich zur Hygiene bekennen also? Mannomann! Kommen die Köche vor lauter Händewaschen überhaupt noch zum Arbeiten? schoß es mir durch den Sinn, als ich Major Hoffmann auf den Lösungszettel schmulte. Vor der Arbeit – waschen, nach jeder Ausbildungspause – waschen. Auch im Anschluß an die Bearbeitung von Fleisch, Wild, Geflügel, Innereien, nach dem Eiaufschlag, nach stärkerer Verschmutzung im Arbeitsprozeß, nach Benutzen der Toilette – mit Seife und Handwaschbürste unter fließendem Wasser schrubben. Nun war mir auch klar, warum die Köche mit so einem riesigen Wasservorrat für nicht mehr als einen Kessel Erbsen angerückt waren!

Was bei der Wartung der Feldküche nach einem Einsatz zu tun ist, das schenken wir uns mal, denn das ist eine ganze Sonderschicht für sich. Alles in allem schied wohl die Punktevergabe bei dieser Koch-Arbeit die Spreu vom Weizen.

Da der Leistungsvergleich aber einen sehr praktikablen Schlußpunkt hatte, konzentrierte mancher Koch seine Aufmerksamkeit weniger auf die dem Papier anvertraute Theorie als auf das, was im Kessel stattfand. Mit dem dampfenden Inhalt der zwölf rollenden Riesentöpfe mußten nämlich pünktlich zur Mittagszeit die lukullischen Gelüste der Armeeangehörigen in den umliegenden Kasernen gestillt werden. Zu rügen war es deshalb wohl nicht, wenn beispielsweise der Soldat Jörg Schmidt auch während seiner Koch-Zeit bei der Armee auf strengste Berufsehre hielt. Q für das, was auf den Löffel kommt. Der Kochende aus dem Erfurter „Stadt Berlin“ hatte sich dessenthalben tatsächlich zu seinen Sturmgepäckteilen 1 und 2 freiwillig einen dritten zugelegt. Einen Gewürzkoffer. Darinnen hielt der 24jährige nicht nur Salz und Pfeffer, Selleriekraut und Knoblauchsalz, sondern noch gute 20 weitere Würzen, fein säuberlich verpackt, in Bereitschaft: Nelken, Kümmel, Muskat, Wacholder, Rosmarin … Ich glaube, mit derlei Zutaten hat schon mancher einen Schlager komponiert. Kochen halte ich für bes-



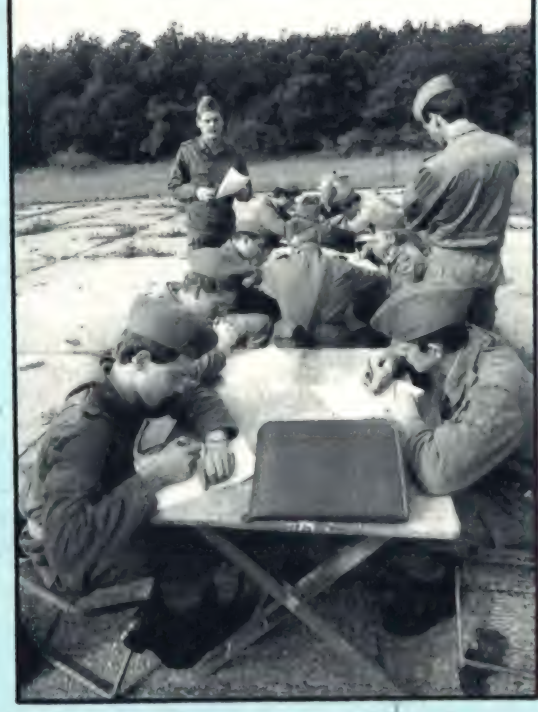


ser. Deshalb habe ich auch dem Motto des Soldaten Schmidt „Kochen muß Spaß machen“ nichts hinzuzufügen, weil ich weiß, daß dann ja auch das Essen welchen bereitet. Das meinen auch die Genossen aus Jörgs Verpflegungsgruppe. Nach Schutznormüberprüfung und Zeitnahme beim Radwechsel am Küchen-LO demonstrierten sie mir sehr augenscheinlich die Herkunft des Sprichwortes „Eigener Fleiß macht den Schornstein rauchen“. Dann nämlich, als auf der malerisch gelegenen Wiese für Sekunden auch ihre „effkü“ die scharze Diesel-Qualmwolke auspuffte und die Normzeit fürs Anheizen lief. Aber Feuer macht nun einmal den Koch. Auch! Nach den Worten von Major Eberhard Hoffmann zu urteilen, haben die Verpflegungsgruppen der Division bislang gut und sehr gut am Kochen gehalten, was an Speisen in Kochgeschirre und auf Teller und damit in die vielmundige, denkbar strengste und unterschiedlichste Qualitätskontrolle kam. Und sehr gut – so soll das natürlich künftig weitergehen, meint der Leiter des Verpflegungsdienstes. Deshalb war bei diesem Ausscheid ausdrücklich der Blickkontakt zum Nachbarn erwünscht, von dem man dieses und jenes der eigenen Arbeit Förderliche abluchsen sollte. Gelegenheit dazu war an diesem märchenhaft schönen Tag ja reichlich. Zumal es – so etwa in der Weichkochphase der NVA-Erbsen – an einer weiteren Feuerstelle zu brodeln begann, die auch „effkü“, aber nicht 180/72 war; die auch mit zwei Rädern, aber mit doppelt so hoher Esse und zweckmäßiger Herabdeckung (indem der Deckel der „Kanone“ angehoben und abgestützt wurde)





ausgestattet war; die auch von einem LKW, aber anstelle eines LO von einem Ural-Tankwagen gezogen wurde. Nicht schwer zu erraten, daß die Ogneopasno-Aufschrift zu einem sowjetischen Gefährt gehörte. Nur – mancher Uneingeweihte wird seine vagen Vermutungen angestellt haben, was das hopsende Anhängsel darstellen könnte und ob das „Feuergefährlich“ des Ural auch auf den Anhängebetrieb zutrifft. Oder denkt so bloß ein Schlitzohr? Jedenfalls, die sowjeti-



bis zum gewürzten Verfeinern den Werdegang des Löffelgerichtes an der Seite einer sehr aufgeschlossenen „Geschützbedienung“ besonders intensiv miterlebte.

*****

Als die Sieger und Plazierten ermittelt und ausgerufen waren, trat zu seiner Belohnung zuerst der Drittbeste vor und äußerte seinen Wunsch. „Wäre es möglich, mir auf einer Urkunde zu bescheiden, daß ich der drittbeste Koch geworden bin?“ Und es wurde ihm stattgegeben. Der zweite Sieger bat darum, zu einer Urkunde einen Wimpel zu erhalten, der öffentlich davon künden sollte, zu welchen Leistungen sein Besitzer fähig ist. So sei es, wurde ihm geantwortet. Der Meisterkoch endlich entschloß sich – in aller Bescheidenheit – zu der Frage, ob man ihm zu Urkunde und Wimpel nicht ein kleines originelles Präsent übereignen könnte, das ihn auch nach seiner Dienstzeit für immer an diesen denkwürdigen Koch-Tag erinnern würde. Nichts einfacher als das, vernahm er. Und er trat seine Heimreise mit einem auserlesenen Sachgeschenk an. Schon wieder Träumereien? Mitnichten! Völlig zu recht wurden die besten Lebenseli-



schen Powara reihten sich außer Konkurrenz in die Koch-Reihe ein – und, siehe da, sie waren mit ihrem Gericht die schnellsten.
Die Bewerter der dampfenden Kellenessen hatten ein schweres Amt. Doch ich sagte mir: Wenn Preisrichtern beim Eiskunstlaufen nicht selten ein ganzer Punkt nachgesehen werden muß – und diese Leute machen sowas ja nicht nur einmal im Jahr – was sollte man da schon einwenden gegen das mehr oder weniger in Objektivität geschulte Geschmacksurteil der Verkoster von Erbsen- und Bohnensuppen? Wie da mit spitzgeschnuteten Mündern von Untertassen und aus Bechern in sich hineingesaugt wurde, was Gulaschkanoniere angerührt hatten – nicht ohne es mit schiefgehaltenem Kopf und verschleiertem Blick nach Weinkosterart gekaut zu haben – das sah schon gut aus. Man einigte sich sogar auf eine zwölfstufige Reihenfolge. Nach meinem Gaumen war Schmidts Suppe märchenhaft gut, vielleicht weil ich vom Speckauslassen und Zwiebelanbraten

xier-Köche so gelobt. Ist doch bekannt: Von guter Köche Suppen ist lange huppen.

Einer phantastischen Schmidt'schen Suppe fügte Oberstleutnant Bernd Schilling eine märchenhafte Vor- und Nachspeise bei.









Adler für drei Minuten



Sie hatten an jenem Tag schon einiges hinter sich. Fallschirmabsprünge, danach Dutzende Marschkilometer im gebirgigen Gelände, das Forcieren eines Wasserhindernisses, und den Kampf um einen Brückenkopf mußten sie absolvieren. Harte Ausbildung eben, wie sie für Aufklärer alltäglich ist. Die Männer um Oberleutnant Boris Telegin dienen in einem Luftlandetruppenteil des Karpatenmilitärbezirks der Sowjetarmee.

Den Härten des Tages folgte die Idylle. Lange bevor die Soldaten sich dem Dorf näherten, stimmten sie aus vollen Kehlen ein Lied an, das weit in die Berge schallte. Auf der Dorfstraße marschierten sie in Reih und Glied, und ihren Gesichtern war von Anstrengungen kaum noch etwas anzumerken. Sie lächelten den Dorfbewohnern zu, die sie am Straßenrand erwarteten. Ein Spalier, das dem bei einem städtischen Empfang hoher Gäste gewohnten höchstens in der Zahl der Winkenden nachstand. Waren doch junge Frauen sogar in der traditionellen Kleidung der ukrainischen Volksgruppe der Karpaten, der ruthenischen Festtracht erschienen. Anerkennung für die Jungs in den querstreiften Hemden und den blauen Baretten, die aus der Hochachtung des Volkes für seine Armee herrührt. Eine Achtung, die hier vor fast viereinhalb Jahrzehnten mit der Befreiung der Karpatoukrainer vom faschistischen Joch und ihrer Aufnahme in die Gemeinschaft der Sowjetvölker begründet wurde. Natürlich rannten, und das muß man nirgendwo organisieren, neugierige kleine Jungen neben den Soldaten her ...

Ja, diese kleinen Jungen! Einmal meldete einer von ihnen bei solch einem Marsch dem Kommandeur: „Onkel Offizier, dort, an der alten Festung, drehen sie einen Film ..."

Damals befahl Oberleutnant Telegin unweit der Drehgruppe eine Rast. Auch bei ihm spielte ein bißchen Neugier mit, denn Filmleute in Aktion trifft man ja nicht so häufig ... Im Scheinwerferlicht erläuterte der Regisseur gerade einigen mittelalterlich Kostümierten irgendetwas. Dabei blickte er immer wieder die fast senkrechte Festungsmauer hinauf und zeigte zu einem, vielleicht ein Dutzend Meter hoch gelegenen Fenster.



Adler
für drei Minuten

Telegin stand dem Regisseur am nächsten und verstand einzelne Worte: „... mit Tempo ... dynamisch ... Ausdruckskraft ... versuchen Sie es ..." Dann hörte er, wie einer der Kostümierten vorschlug: „Man müßte ein, zwei Bolzen einschlagen, anders kommen wir nicht ran. Da ist nichts zum Festhalten ..."

Der Offizier sah nach oben, warf kurzentschlossen die MPi über und befahl: „Kompanie, mir nach!"

Nur wenige Minuten später war vor den Augen der erstaunten Künstler der letzte Luftlandesoldat der Aufklärungskompanie dort oben in der dunklen Öffnung verschwunden ...

Soweit eine der Geschichten, die bei den Fallschirmjägern immer wieder gern erzählt werden. Ich erinnerte mich an mein Gespräch mit dem Helden der Sowjetunion Oberstleutnant Wassili Pimenow. Der hatte gesagt: „Bei uns, bei den Luftlandetruppen, heißt es, ein Luftlandesoldat ist drei Minuten lang ein Adler und die übrige Zeit ein Esel. Um unseren Auftrag perfekt zu erfüllen, müssen wir, ob Soldat oder Kommandeur, sehr viel Schweiß vergießen. Wer sich nicht schon vor dem Wehrdienst physisch und auch moralisch darauf vorbereitet hat, kann die Belastung kaum durchstehen. In reißerischen Filmen werden manchmal Luftlandeeinsätze als spannende Abenteuer gezeigt. Doch das, was wir tun müssen, sind keine Abenteuer. Das ist eine schwere, oft sogar sehr schwere Männerarbeit!"

Drei Minuten beim Fallschirmabsprung wie ein Adler, und auf der Erde ausdauernd und bepackt wie ein Esel! Der Scherz vereinfacht natürlich, läßt all jene Situationen außer acht, die sozusagen zwischen diesen beiden Erscheinungsformen eines Fallschirmjägers liegen. Oberfähnrich Chabid Beslanejew, der in der Aufklärungskompanie von Oberleutnant Telegin die Funktion des Hauptfeldwebels hat, kann davon nicht nur eine Geschichte erzählen. Denn er ist Mitte dreißig, also fünfzehn, siebzehn Jahre älter als seine Unterstellten. Und in der Kompanie findet sich kaum jemand, der ihm in militärischen Dingen etwas vormachen könnte: sei es beim Fünfzehn-Kilometer-Eilmarsch, beim Schießen mit einer beliebigen Waffe oder im Nahkampf. Und beim Messer- und Pionierspatenwerfen, der von den Fallschirmjägern regelmäßig trainierten Disziplin – erst recht nicht. Sein Kommandeur hält ihn für einen idealen Luftlandesoldaten, durchtrainiert, hart, mutig und manchmal auch tollkühn.

Da sollten vor einigen Jahren, als die Aufklärungskompanie wieder einmal bei einer taktischen Übung in der Vorausabteilung handeln mußte, kleine Einsatzgruppen zu fünf bis acht Mann im Hinterland des „Gegners" eingeschleust werden. Dort aber war sumpfiges und waldbestandenes Gelände, mithin für eine Hubschrauberlandung ungeeignet. Beslanejew schlug damals etwas vor, was allen als ein Zirkuskunststück

erschien. Nämlich, in dem schwer zugänglichen Planquadrat einfach eine Leine zu benutzen und sich daran herunterzulassen. Als der Oberfähnrich den ersten Versuch wagte, verharrte der Hubschrauber in zehn Metern Höhe. Das Polyamidseil wurde herausgeworfen, und Chabid rutschte daran, ohne umzugreifen, blitzschnell herunter: kein Ziel für Scharfschützen bieten! Er kam hart auf der Erde auf, sagte aber, als sei nichts gewesen, kühl zu den ihn umringenden Luftlandesoldaten: „Ich habe die Wirkung der Rotationskraft der Schraubenblätter nicht bedacht, nächstes Mal werde ich das tun. Dann betrachtete er seine blutenden, aufgeschrammten Handflächen und fügte hinzu: „Und deswegen lassen wir uns auch noch etwas einfallen!"

Es verging einige Zeit, bis alle Soldaten am Seil zurechtkamen. Blutiggerissene Hände und andere Blessuren hielten sie nicht davon ab, diese Technik unbedingt beherrschen zu lernen.

Endlich bekam die Kompanie gewöhnliche Arbeitshandschuhe aus Segeltuch, wie sie von Pionieren und den Soldaten des Militärbauwesens benutzt werden. Die Luftlandesoldaten benähten sie mit einer zusätzlichen Stofflage und imprägnierten sie mit einem Spezialmittel. Wochen und Monate trainierten alle Angehörigen der Aufklärungskompanie am Seil. Und jedesmal, wenn der Hubschrauber wieder ein paar Meter höher in der Standschwebe verharrte, ließ sich der Oberfähnrich als erster hinab. Wenn er die Erde erreicht hatte, hielt er wie festgewurzelt die Leine mit seinen großen Händen fest und sicherte so die Kameraden. Mit der Zeit fanden sich einige junge Offiziere, Sergeanten und auch Soldaten, die das ebenfalls schafften. Heute ist die gesamte Kompanie in der Lage, aus vierzig Metern Höhe dieses Abgleiten ohne Fallschirm in wenigen Sekunden meisterhaft zu absolvieren.

„Wissen Sie", erklärte mir Oberfähnrich Chabid Beslanejew, nachdem ich ihn bei einer solchen Aktion beobachtet hatte, „der Dienst bei den Luftlandetruppen ist sicher kein Zuckerlecken, schon gar nicht bei uns in der Aufklärungskompanie. Oftmals Eilmärsche und Geländeläufe mit vollem Gepäck über zehn bis fünfzehn Kilometer, Überwindung der Sturmbahn, Fahrzeuge lenken, dazu Fallschirmsprünge aus den unterschiedlichsten Höhen ... Aber es ist kaum zu fassen, immer wieder kommen Soldaten aus anderen Einheiten und bitten, in unsere Kompanie aufgenommen zu werden. Ist 'ne feine Sache!"

Mag sein, daß da Dinge mitspielen, über die mir der Oberfähnrich und seine Soldaten nichts erzählt haben. Ich habe auch die Mädchen im Dorf nicht nach ihrer Meinung über die Aufklärer befragt, sah nur manchen bewundernden Blick. Befragt habe ich Miron Shidik, der ein Schülerheim leitet, das sich unweit der Kaserne befindet. Dort leben etwa 200 Kinder, solche mit schweren Schicksalen und oft schwierigen Charakteren, weil sie ohne elterliche Fürsorge geblieben sind. Der Direktor schwört auf die Beziehungen zwischen seinen Zöglingen und den Soldaten: „Ich denke manchmal darüber nach, daß die abgegriffene Redensart Patenschaftsbeziehungen für unsere langjährige Freundschaft mit den Luftlandesoldaten zu ungenau ist. Ich nenne sie wahre Brüderlichkeit, die sich in mancher Situation bewährt. Als unser Zögling Bogdan Kost schwerverletzt ins Krankenhaus eingeliefert worden war, wurde schnell eine größere Menge Blut seiner Blutgruppe gebraucht. Auf den Hilferuf der Ärzte meldeten sich sofort zwanzig Soldaten des Regiments als Blutspender. Und Monate später war derselbe Bogdan, als sei nichts gewesen, beim Pioniermanöver dabei und rannte durchs Gelände. Klar, daß die Fallschirmjäger uns auch bei diesem Manöver ihre Erfahrungen weitergeben!"

Der Lehrer und ehemalige Panzersoldat Miron Shidik findet in Haltung und Wirken der Luftlandesoldaten für seine Schüler viel Vorbildliches. Die Kinder treffen sich oft mit den Männern, denen sie gleichen möchten. Solchen wie Oberstleutnant Iwan Baranow, der für seinen Dienst in Afghanistan dreimal mit dem Orden „Roter Stern" geehrt wurde, auch Oberfähnrich Chabid Beslanejew und andere.

Es heißt, man soll nicht vom Geld reden. Aber wenn von Beziehungen zwischen einem Kinderheim und Soldaten der Sowjetarmee die Rede ist, darf man das Wirken des Sowjetischen Kinderfonds nicht außer acht lassen. Zunächst ist da bloß eine Kontonummer, die 707. Der Fonds ist eine zentrale gesellschaftliche Institution, die im Zuge der Umgestaltung gebildet wurde, um den Kindern zu helfen, die vom Leben benachteiligt werden. Es ist charakteristisch, daß sich für das Wirken des Fonds viele Angehörige der Sowjetarmee einsetzen, Rubel spenden, die vor allem den Kinderheimen zugute kommen. Die Beziehungen zwischen den Soldatenkollektiven des Luftlanderegiments und den Gruppen des Kinderheims gehen weit übers Finanzielle hinaus, bedeuten menschliche Wärme, Zuwendung, Hilfe in Lebensfragen, etwas, was man ganz allgemein mit dem Begriff ‚sozialistische Beziehungen' beschreiben kann.

So etwas läßt sich kaum an Bildern ablesen. Was die Fotos von den Luftlandesoldaten zeigen, ist ihr tägliches Ringen um ihren militärischen Auftrag. Im Trainingskomplex des Regiments springen die jungen Männer von Rampen, die denen von Hubschraubern und Flugzeugen nachgebildet sind, sie üben an Sprungtürmen und anderen Fallschirmtrainingsgeräten, an Überschlagschaukeln und Sprungnetzen und sind sich im Nahkampf Partner. In meinen Gesprächen fand ich bestätigt, daß die sprichwörtlichen „Adler und Esel" rundum ganze Persönlichkeiten sind, Männer die ihren Auftrag, Dienst für die Heimat zu leisten, stets ernst nehmen.

Text und Bild:
Oberst Roman Swjagelski



Ein Turm an Technik







... ist diese rollende Funkmeßstation – und dennoch nur Teil der umfangreichen Ausrüstung einer Fla-Raketenbatterie der Truppenluftabwehr. So beweglich wie die mot. Schützen- oder Panzereinheiten, die sie begleitet und zu deren Schutz vor Luftangriffen sie bestimmt ist, muß die Batterie in Sekunden eine ihr zugewiesene Startstellung beziehen. Das ist Ziel jeder Ausbildung im Gelände.

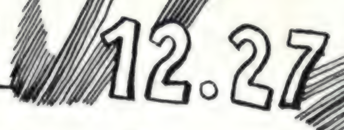
Bereits in die letzten Geräusche der auslaufenden Panzermotoren mischt sich das leise, sich schnell steigernde Heulen der Gasturbine, die die Stromversorgung sichert. In dieser Zeit hebt sich aus der Mitte der Funkmeßstation der Container mit den Sende-/Empfangs- und Antennenanlagen. Im Inneren der Station beginnen die Funkorter, sobald die Gasturbine ihre Normdrehzahl erreicht hat und die Stromversorgung zugeschaltet werden kann, mit der Überprüfung der Funkmeßtechnik. Ohne ausgiebiges Training ist die Vielzahl der dabei auszuführenden Handlungen in kurzer Zeit nicht zu bewältigen. Sichtgeräte sind abzustimmen, wichtige funktionelle Baugruppen zu kontrollieren, die Verbindungen zu den Startrampen und zum Gefechtsstand des Regiments herzustellen oder verschlüsselte Luftlagekoordinanten zu empfangen. Für alles – das Entfalten und das Herstellen der Gefechtsbereitschaft – darf eine eingespielte Besatzung nur wenige Minuten benötigen, auch mit angelegter Schutzausrüstung.

In jeder Phase ist die Batterie wehrhaft. Ein Strela-Schütze sichert mit seiner tragbaren Fla-Rakete die Startstellung gegen Angriffe von Hubschraubern oder Flugzeugen aus geringen Höhen. Die Ziele können ihm von dem Beobachter am Flakfernrohr zugewiesen werden.

Muß die Gefechtsarbeit unterbrochen werden, z. B. wenn keine Zielmarke mehr auf dem Sichtgerät auszumachen ist, wenn die automatische Zielbegleitung nicht funktioniert oder wenn die örtliche Rose – das sind Störsignale durch Reflexion an Bäumen, Gebäuden, Festpunkten u. ä. im näheren Umfeld der Station – sich nicht unterdrücken läßt, dann ist das Wissen und Können des Stationsleiters oder des Instandsetzers gefragt. Handelt es sich aber bei dem „Defekt" letztlich nur um eine durchgebrannte Sicherung, die in der Eile nicht überprüft worden ist, bleibt das Aha-Erlebnis.

Nicht weniger Wissen und Können wird den Bedienungen der Startrampen abgefordert, wenn die Fla-Raketen in der Stellung von Transportmitteln übernommen werden. Das Umladen verlangt ein ausgezeichnetes Zusammenwirken der Rampenmechaniker mit dem Kranführer und dem Anschläger. Nur so gelingt es, die schlanken, mehr als eine halbe Tonne wiegenden Raketen schnell und ohne sie zu beschädigen in die Halterungen der Startschienen einzurasten. Augenmaß und Erfahrung des Kranführers entscheiden über den Erfolg. Immerhin ist hier nicht ein standfester Kran zu bedienen, geben Reifen und Sandboden den Bewegungen des Auslegers nach und zwingen zu feinfühligem, vorausschauenden Bedienen der Steuerhebel.

Text: Major Frank Ullrich
Bild: Fähnrich d. R. Achim Tessmer



Erwartung oder tangerine dreams



Ich schließe das Fenster. Die Küche ist aufgeräumt. Unter der Brotmaschine entdecke ich einige Krumen und wische sie mit dem Tischlappen fort. Auf dem Tisch stehen zwei Tassen. Wasser ist in der Kaffeemaschine und Kaffee auch. Ich schaue auf die Uhr.

„12.27 Uhr, X-Zeit. Gefreiter Golz, Beton 87!", befiehlt der graumelierte Oberst. Golz salutiert, tritt weg. Während er die steile Treppe des Stabes herunterhastet, stülpt er sich seinen Helm auf, die Hände fahren in die Handschuhe. Vor dem Stabsgebäude tritt er die Zweihundertfünfziger MZ an. Es scheint, als öffne sich das Kasernentor von selbst, damit keine Sekunde verloren geht.

Jetzt müßte der Zug in den Bahnhof einfahren. Ich stelle mir vor, wie du aussteigst und zum Tunnel gehst. In zehn Minuten bist du hier. Die Kaffeemaschine gibt beim Einschalten einen klickenden Laut von sich. Während sie röchelnd das heiße Wasser auf den Kaffee träufelt, suche ich eine Platte aus. Musik zum Kaffee ist immer gut. „Tangerine Dream" paßt wohl am besten. Wieder sehe ich auf die Uhr: 12.31 Uhr. Drei Tage warst du zu diesem Lehrgang, und die letzten Minuten des Wartens vergehen viel zu langsam.

„Das Rot kann doch nicht ewig leuchten!", flucht Golz leise an der Kreuzung. Unruhig spielt er mit dem Gas. Gelb. Gang rein, Grün und los. Die Straßen sind trocken.

Eine leere Bierflasche hatte hinter dem Kühlschrank Deckung gesucht. Die muß verschwinden. Wohin? In meine Aktentasche, fertig! Diesmal will ich dir beweisen, daß ich auch ohne dich in der Lage bin, die Wohnung in Ordnung zu halten. „... daß die Rüstungskontrolle für die Vereinigten Staaten lediglich ein Instrument zur Veränderung des Kräfteverhältnisses zu ihren Gunsten sein kann, betonte ...", brüllt irgendein Moderator aus der Stereoanlage meines Nachbarn. Der Kleine ist aufgewacht und schreit. Ich beuge mich über sein Gitterbett: „Es ist alles in Ordnung. Ist ja gut. Mami wird traurig sein, wenn sie kommt und du weinst." Ich streichle seine so weiche Haut und kann ihn diesmal noch beruhigen. Leise schließe ich die Kinderzimmertür, gehe zum Küchenfenster. Ich hoffe, dich die Straße heraufkommen zu sehen.

Das Hinterrad schlingert. Der Staub in der Kurve ist tückisch. Nur nicht stürzen. Golz bekommt seine Maschine wieder unter Kontrolle. Ein Unfall wäre verheerend. Das Gelingen der Übung stände in Frage. Von einem möglichen Sonderurlaub gar nicht zu reden.

Die Kaffeemaschine hat aufgehört zu prusten. Ich schalte sie ab. Es duftet in der ganzen Wohnung. Ich halte meine Nase in den heißen Dampf und atme durch. Hinter der Scheibe beobachte ich, wie du über die Straße gehst. Siehst du denn das Motorrad nicht?

Was macht denn die?, denkt der Gefreite. Springt kurz vor mir auf die Fahrbahn. Hupen, rechts anziehen. Die Bordsteinkante hoch, auf den Bürgersteig. Nur gut, daß keiner oben steht. Zurück auf die Straße.

Das ging noch mal gut, denke ich. Stürze ins Wohnzimmer und starte den Plattenspieler. „Tangerine Dream" erfüllt den Raum. Es klingelt. Ich verharre. Du mußt nicht wissen, wie ich mich auf dich freue. Mit angehobenen Fersen tasten meine Füße die Strecke zur Tür ab. Ich muß gegen ein ungewolltes Lachen ankämpfen. Als es zum zweitenmal, diesmal langanhaltend läutet, schwebt meine Hand zur Klinke. Das Metall ist kühl und erwärmt sich nur langsam beim Druck meines Ballens und der Fingerspitzen. Unerbittlich rasselt es jetzt von der Glocke über mir. Es durchzuckt mich. Jetzt gerade nicht!, denke ich. Vor meinen Augen entsteht das Bild, wie du dich aufregst. Ich höre dich fast fluchen: „Das darf doch nicht wahr sein! Weiß, daß ich komme und ist nicht zu Hause, aber das ist typisch! Hätte ich bloß die Schlüssel mitgenommen, anstatt auf ihn zu hören: Die verlierst du nur." Ich will dich nicht weiter reizen und reiße die Tür auf.

„X-Zeit: 12.27 Uhr, Beton 87, X+6h!", sagt Golz, legt die Hand an den Helm und rennt schon wieder die Treppe hinab.

Lautlos schiebst du dich an mir vorbei in die Wohnung und stellst „Tangerine Dream" ab.

Unteroffizier d.R. Gerald Höfer

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Karl Fischer



Tribut

Unterlegene Völker zahlen an Sieger Tribut
nach verlorenen Schlachten.
Ich zahle an Portiers, Kellner, Handwerker
und den Taxifahrer und die Klofrau
täglich aufs neue Tribut
und frage, in welcher Schlacht sie mich
besiegten.

Leutnant Steffen Böttcher



Etwas zu sagen

Einer Taube
ist einfach gesagt,
sie solle fliegen.

Doch sage dem,
der sie jagt,
er solle nicht schießen!

Wie wichtig ist es, dann
das Richtige
zu sagen!

Gefreiter d.R. Holger Müller



Absage an E.

Daß du nicht gehen kannst
Auf diesen Straßen Steinen Platten
Bedaure ich: Wir beide gingen sicher
(Und gut) ein Stück zusammen. Oder mehr.

Doch seh ich dich am Fenster stehn
und düster blicken. Ach, ich drehe mich
Schnell weg von deinen Schönen Augen:
Ich kann nicht denken, wenn ich trauere.

Leutnant d.R. Thomas Spaniel





Orte

Nachts
aus & abgebrannt
mit gegerbtem Fell ich
vor deiner Tür
deine Achselhöhlen.
mein einziges Asyl.

Gefreiter d.R. Andreas Schäning

Jungs, die Rosi ...

Wütend drückt Soldat Deßmann den Lederlappen gegen die Fensterscheibe. Sie droht zu zerspringen. Aber ein wunderschöner Tag spiegelt sich Deßmann zum Ärgernis in der Scheibe wider: ein Tag wie für die Liebe geschaffen. Doch nicht für den putzenden Soldaten. Der Grund: Ausgangssperre!!! Zu lange hielt er vor einigen Tagen Rosi in seinen Armen, konnte sich nicht von ihren heißen Lippen trennen. Vor allem, das verlangende Klopfen ihres Herzens ...
Statt Rosi drückt er später sein Kopfkissen tröstend ans Herz. Er schläft bereits fest, da poltert der Gefreite Presse vom Ausgang zurück ins Zimmer: „Wie ich Rosi in meinen Armen hielt, ihre heißen Lippen küßte und das verlangende Klopfen ihres Herzens spürte ... Jungs, die Rosi ..."
Unterfeldwebel d.R. Fred Haefner



VOCALIS

Acht Stimmen singen a cappella mittelalterliche Lieder und Welthits von heute

Autogramm-Anschrift:
Klaus-Dieter-Barnowski, Pasteurstr. 8, Berlin 1055

Bild: Günter Gueffroy

Die Artillerie des 18. Jahrhunderts

Technisch gesehen hatte sich von ihrem ersten Erscheinen auf den Schlachtfeldern bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts bei den Geschützen wenig geändert, handelte es sich doch prinzipiell um Waffen mit glatten Rohren, die vorn geladen wurden. Die Umbewaffnung auf Geschütze mit gezogenem Rohr und Hinterladereinrichtung ging allgemein erst im Zeitraum 1850 bis 1870 vor sich.

Dennoch gab es bis zum Jahre 1800 zahlreiche Veränderungen. Das betraf die Kaliber sowie die Abmessungen der Waffen ebenso wie Details der Lafette, des Rohres, der Richteinrichtung, der Verbindung von Rohr und Lafette, der Protze und natürlich auch die Munition. Davon zeugt nicht zuletzt die Vielzahl von Geschützarten und Kalibern. Zeitgenössische Literatur erzählt beispielsweise davon, daß Preußens Artillerie von 1740 bis 1800 über 26 Typen von Kanonen (von der 3-Pfund-Bronzekanone 1740 System Holtzmann bis zur 24-Pfund-Bronzekanone 1754 gleichen Systems), 8 Typen von Haubitzen und 11 Mörsertypen (schwerster: 140-Pfund-Steinmörser 1784/1810) verfügte. Sachsen hatte 1777 elf unterschiedliche Geschütztypen, England über 20, Österreich 18 und Frankreich nach der Reform 17. Berichtet wird, daß es immer wieder Bestrebungen gab, die Typenvielzahl zu verringern, gleichzeitig die Geschütze leichter und beweglicher zu machen, ihre Feuergeschwindigkeit und Schußweite zu vergrößern. Leider ist in den Angaben zu den erwähnten Geschützen wenig über deren Schußweite zu erfahren. Allgemein gilt, daß die Artilleristen mit dem Kartätschenschuß als der damals wichtigsten Gefechtskraft der Geschütze bis auf etwa 250 m wirksam werden konnten.

Hatte die Herausbildung von stehenden Heeren bis zum 18. Jahrhundert dazu geführt, daß die Artillerie in diesen einen ständigen und festen Platz mit eigener Organisation und Gliederung erhielt, so bewirkten die Erfahrungen aus zahlreichen Kriegen, daß die Artillerie etwa ab Mitte des 18. Jahrhunderts von einer Hilfswaffe zur gleichberechtigten Waffengattung neben der Infanterie und Kavallerie wurde. Wie sehr man sich schließlich mit deren Platz und Rolle im Gefecht beschäftigte, zeigen des preußischen Königs „Betrachtungen über die Taktik und einige Teile des Krieges oder Betrachtungen über einige Veränderungen in der Art der Kriegführung vom 27. Dezember 1758". Dort wurde in dem Kapitel über die Feldartillerie festgelegt: Jedes Bataillon des 1. Treffens ist mit zwei 6-Pfündern und einer 7-Pfund-Haubitze zu versehen, die Bataillone des 2. Treffens haben je zwei 3-Pfund-Kanonen und jede Brigade eine Batterie mit zehn 12-Pfund-Kanonen zu erhalten. Die größten Kanonen, die eigentlichen Batteriestücke, sollten auf die Flügel beider Treffen verteilt werden. Außerdem, so die Forderung, sollte jeder Armee noch eine Gruppierung mit 40 Zehn-Pfund-Haubitzen unterstehen. Mit dieser Verteilung sollte erreicht werden, daß für den Kommandierenden Artilleriewaffen jeden Kalibers verfügbar waren, um sie je nach Lage aufstellen oder umgruppieren zu können.

Ein Beispiel dafür, wie intensiv man sich mit ständigen Verbesserungen der Struktur beschäftigte, vermittelt das Jahr 1787. Damals wurden drei Kompanien des 1. Artillerieregiments in reitende Kompanien (sonst nur im Kriegsfalle üblich, da Pferde fehlten) umgewandelt. Außerdem versetzte man 972 Kanoniere als Regimentsartilleristen zur Infanterie. Davor waren die sechs Bataillonsgeschütze des Infanterieregimentes von dessen Zimmerleuten bedient worden, die man notdürftig als Artilleristen ausgebildet hatte. Nun hatte jedes Infanterieregiment mit den Zimmerleuten zusammen über 54 Artilleristen. Somit waren für jedes Geschütz neun Mann verfügbar. Übrigens soll das Wort Artillerist ebenso wie die Begriffe Infanterist und Kavallerist durch Übernahme der fremden Endung „ist" eine deutsche Bildung des 18. Jahrhunderts sein.

Hatte die Praxis in den einzelnen Ländern zu unterschiedlichen Zeiten dazu geführt, daß die Artillerie verschiedene Ausbildungseinrichtungen erhielt, so trugen die Fortschritte in den Naturwissenschaften und in der Mathematik dazu bei, fundierte theoretische Grundlagen für die Artillerie zu schaffen. Fachleute heben in diesem Zusammenhang insbesondere die Lei-


Artillerist,
Sachsen
1740
Kanonier,
Rußland
1757
Subalterner Offizier, Frank-
reich vor 1730
General der Artillerie,
Sachsen vor 1730
Dreipfünder
Artillerist des
Feldartilleriekorps,
Österreich
1760
Sechspfünder
Zwölfpfünder



Kanonier, Frankreich 1780

Offizier der Reitenden Artillerie, Rußland 1797

Reitende Artillerie, Sachsen 1730

Preußische Artilleriestellung

stungen Otto von Guerickes (1602–1686) und Gottfried Wilhelm Leibniz' (1646–1716) hervor. Ihre Berechnungen über den Einfluß von Luftwiderstand und Erdgravitation auf die Bahn der Geschosse sowie die experimentell ermittelten Formeln für das Ausdehnen der Gase beim Verbrennen des Pulvers und die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse beeinflußten die Entwicklung einer Theorie für das Herstellen von Geschützen ebenso wie für das Schießen. Einen bedeutenden Anteil an der Herausbildung theoretischer Erkenntnisse sowie zu ihrer Umsetzung in die Praxis hatten die Lehreinrichtungen, die in Form von Artillerie-Akademien entstanden: 1791 in Berlin, 1798 in Königsberg (heute Kaliningrad) und Breslau (heute Wroclaw).

Dort wurden viele Versuche unternommen, um die Geschütze oder ihre einzelnen Teile und Baugruppen zu verbessern. Ein weiteres Ergebnis der zielstrebigen Tätigkeit auf diesem Gebiet sind mehrere Veröffentlichungen über Artillerie und Mathematik sowie das von Generalmajor Gerhard von Scharnhorst (1755–1813) verfaßte Handbuch der Artillerie.

Text: Wilfried Kopenhagen
Illustration: Karl-Heinz Döring

Aus der Chronologie der Artillerie im 18. Jahrhundert

1700: Das Artilleriekorps Preußens besteht aus einer Bombardier- und acht Kanonierkompanien (Bestand: 10 Feuerwerker, 2 Bombardierkorporale und 25 Bombardiers bzw. je 3 Korporale und 25 Kanoniers). Zu dieser Zeit werden in der Werkstatt des berühmten Gießermeisters Johann Jacobi in Berlin 12 prunkvolle 24-Pfünder-Geschütze bestellt, welche die Namen der brandenburgischen Kurfürsten erhielten; als 13. kam „König von Preußen" hinzu. Das Geschütz „Albrecht-Achilles" aus dieser Serie stand später im Zeughaus in Berlin, dem heutigen Museum für Deutsche Geschichte.
1713: Preußens Artilleriekorps wird in ein Feld- und in ein Garnisonbataillon unterteilt. Die fünf Kompanien des Feldbataillons waren zum Bedienen der Feldgeschütze und für die Belagerung vorgesehen, das Garnisonbataillon für den Dienst in den Festungen. Das Geschützkaliber ist auf 3-, 6-, 12- und 24-Pfünder beschränkt. Die Artilleriemusiker erhalten Dudelsackpfeifen, später kamen Schalmeien und Bockpfeifen hinzu.
1722: Preußens Artillerei erhält eine eigene Fahne.
1732: Die erste der dann jährlich durchgeführten 14tägigen Schießübungen findet statt. Dazu werden in Berlin weilende ausländische Persönlichkeiten eingeladen. In den Festungen und Zeughäusern Preußens gibt es mehrere Tausend Geschütze.
16. Dezember 1740: Zum Bestand des preußischen Heeres gehören zu Beginn des 1. Schlesischen Krieges 90 Geschütze, darunter 48 für Belagerungszwecke.
1741: Nach den Kriegserfahrungen wird der schwere, die Bewegungen des Heeres hemmende Artillerietroß durch leichtere, schneller feuernde Geschütze ersetzt. Das neue aufgestellte 2. Feldbataillon erhält wie das 1. vorwiegend 3-Pfünder und nur einige 6-Pfünder. Für beide Geschütztypen werden auf Kastenprotzen je 100, bei den schwereren Geschützen 54 Schuß mitgeführt. Somit werden die Geschützbedienungen weniger von Munitionsfahrzeugen abhängig.
1742: Das stark vergrößerte Garnisonbataillon besteht aus 5 Kompanien.
1744: Preußen beginnt den 2. Schlesischen Krieg mit 226 Geschützen. Der Armee folgt ein vollständiger Belagerungstrain, zu dem 6- und 24-Pfünder zählen. Um die Beweglichkeit sowie die Wirksamkeit zu erhöhen, vermehrt man in der Folgezeit die Zahl der Regimentsgeschütze (vor allem 3-Pfünder) und führt eine leichte Feldhaubitze ein.
1744 bis 1756: General Gribeauval reorganisiert die Artillerie Frankreichs. Ohne Änderungen kann das eingeführte Material bis zu der Zeit verwendet werden, zu der gezogene Geschütze eingeführt werden. Die Reform gilt als Grundlage für die französische Artillerie, derer sich Napoleon I. gekonnt bediente. Rußland führt zu dieser Zeit die Jedinaroks (Einhörner, lange Haubitze mit konischer Kammer) sowie die Schuwalows (Kanonenrohre haben oval gestaltete Seele, um größere Breitenstreuung der Kartätschen zu ermöglichen) ein. England übernimmt die nach dem Gießer Carron Karronaden genannten Geschütze mit weiter zylindrischer Kammer von 6 bis 8 Kaliber Länge zum Schießen von Voll- und Hohlkugeln.
1753: Generalfeldzeugmeister v. Liechtenstein reorganisiert die Artillerie Österreichs. Wert wird auf geringe Masse (Österreichs Geschütze sind danach die leichtesten jener Zeit), wenige Typen, schnellen Richtvorgang und hohe Beweglichkeit gelegt. Die sogenannte Kavallerie-Artillerie entsteht.
1758/59: Nach schweren Kriegsverlusten (14.10.1758 – von 142 Geschützen gehen bei Hochkirch 104 verloren) wird Preußens Artilleriebestand vergrößert.
21. April 1759: Durch Kabinettsordre wird eine Batterie reitender Artillerie aufgestellt – mit zehn 6-Pfündern, mit je 6 Pferden bespannt sowie berittener Bedienung. Damit hat auch Preußen eine reitende Artillerie, die es in Rußland bereits 1758 gab.
1760: Preußen hat 50 000 Mann und 248 Geschütze im Felde.
1762: Das Feldartilleriekorps Preußens wird auf 30 Kompanien vergrößert.
1763: Nach dem Siebenjährigen Krieg wird die Artillerie Preußens in 6 Regimenter unterteilt. Als Mängel hatten sich die schweren, ungelenken Lafetten erwiesen, außerdem die unvollkommenen Richtmaschinen sowie die unausgebildeten, militärisch nicht geschulten Fahrer.
1773: In Potsdam entsteht ein Exerzierkommando für die reitende Artillerie, das die Mannschaften aller Artillerieregimenter im Fahren und Reiten ausbildet.
1786: Preußens Heer verfügt über 4 Regimenter Feldartillerie, 3 Feldkompanien, 13 Kompanien und 2 Kommandos Garnisonartillerie mit 10 000 Mann und 600 Geschützen.
1792: ein Teil der Artillerie Preußens zieht mit dem Heer in den Krieg gegen die französische Revolutionsarmee.



Artilleriegeschütz beim nächtlichen Schießen
Bild: Oberstleutnant Gebauer



Pionier beim Entminen

Bild: Joachim Tessmer



Oberstleutnant Ernst Gebauer beobachtete empfindliche Ortungsgeräte, Rechner und Leitanlagen an Bord des Raketen-Schnellbootes „August Lüttgens", mit denen Raketen ins Ziel gebracht werden. Dagegen lassen sich die oftmals sensiblen Beziehungen innerhalb der Besatzung nicht programmieren. Er notierte:

Was nicht im Rechner steckt

– Gefechtsalarm zum Raketenangriff! Die Maschinen heulen auf. Das Boot schnellt vorwärts. Die Brecher der gegenläufigen See schwappen hinauf bis zur Kommandobrücke! –

So rasend war die Fahrt der „August Lüttgens" im 87er Winter nicht. Wegen Eisgang erreichte sie nur mit Schlepperhilfe ihren Stützpunkt. Dennoch gingen auf der Überfahrt aus der Werft an Bord die Wogen hoch. Ein neuer Kommandant war der Besatzung angesagt. „O, Gott", hieß es in den Kammern, „den Wellna von TS? Jeden, bloß den nicht. Der wird uns auf den Senkel gehen. Der hängt verbissen an den Vorschriften!" Gemischt die Gefühle auch bei dem gestandenen Torpedoschnellbootskommandanten Kapitänleutnant Ingolf Wellna. Es war nicht allein die andere Hauptbewaffnung, auf die er sich würde einstellen müssen. Die „Lüttgens" kam wohl überholt und frisch gepönt von der Werft. Aber dort hatte die Besatzung keine



Kapitänleutnant Wellna



Stabsmatrose Gensch

Gefechtsausbildung gehabt, jedoch ihr Scherflein zur Planerfüllung beigetragen. Währenddessen erkrankte ihr Kommandant, und sie mußte ohne ihn auskommen. Wer bei den auf der Werft noch notwendigen Diensten, wann und wo auf Wache zog oder Reinschiff zu machen hatte, das arrangierten fortan die Unteroffiziere und älteren Matrosen. Die Besatzung mußte auch sonst mit vielen Problemen fertig werden. Neue kamen an Bord, frisch von der Flottenschule. Wie nur sollten sie das Boot und seine Gefechtsstationen kennenlernen, da es doch auf dem Trocknen lag, seine Anlagen und Geräte demontiert waren?

Auch hier griffen sie zur Selbsthilfe, wie Funkmeßgast Stabsmatrose Weick, der einen Maat als neuen Vorgesetzten bekam. Aber noch verstand der Maat von der Praxis weniger als sein Matrose. „Ich mußte ihn so schnell wie möglich in seine Rollenfunktion einarbeiten. Aber seit Monaten machten wir keine Ausbildung mehr. Ich war aus dem Stoff!" gesteht Thorsten Weick. „Ich holte mir Rat beim Werftspezialisten. Das hat geholfen, meinen Maat auf die Bordzulassungsprüfung vorzubereiten!" Andere hatten sich ähnlich gekümmert. So kam man schon über die Runden. Als dann die Ausbildung wieder an den Anlagen möglich war, wurden die Handgriffe „rationalisiert". Beim Seeklarmachen kontrollierte z.B. keiner mehr in den Hangaren die Stecker auf Spannungsfreiheit. Warum auch? Man hatte schließlich keine Rakete an Bord, hieß es. Aber: Läge Spannung bei Übernahme einer Rakete an, würde sie sofort losgehen ...!

Noch am Tage der Kommandoübernahme durch Kapitänleutnant Wellna trafen sich die Kommunisten des Bootes zu ihrer Mitgliederversammlung. „Die Genossen, zu denen ich nun gehörte, diskutierten offen ihre Probleme", erinnert er sich. „Sie suchten Wege für den Neubeginn nach der Werftzeit. Ich spürte, sie hatten den Willen dazu. Wir wurden uns einig: Alles, was zuvor an Bord gewesen war, soll Geschichte sein. Versprochen habe ich ihnen, die Dienstvorschriften ohne Abstriche durchzusetzen, aber auch, daß ich lernen werde, mit Raketen umzugehen. Die Parteiorganisation auf der ‚Lüttgens' hat mir den Wechsel auf das Raketenschnellboot leichter gemacht. Natürlich denke ich gern zurück, wenn ich heute ein TS-Boot sehe. Schon die Geschwindigkeit, das war doch was ..."

—Das Raketen-, Artillerie- und Funkmeßpersonal besetzt die Waffenleitanlage und die Rechenstelle. In steter Folge meldet über Funk ein schnelles und wendiges Torpedoschnellboot, das sich als Fühlungshalter an den „Gegner"



geheftet hat, seine Aufklärungsergebnisse: Kurs und Geschwindigkeit des Zieles. –

„Keiner ließ locker, wir nicht, der Kommandant nicht!" So beschreibt das Parteileitungsmitglied Stabsmatrose Ziener die damalige Situation an Bord. „Stimmt, alle haben gewußt, was nicht sein darf. Mit dem Hangar, das war schon problematisch, weil eine halbe Sache auch ins Blut gehen kann. Man unterschreibt für eine Kontrolle, die man nicht gemacht hat, und was wenn ...? Wie er angekündigt hatte, setzte der Kommandant die Vorschriften bis zum letzten Komma durch. Es gab Widerspruch und Auseinandersetzungen mit den älteren Unteroffizieren. Nie aber hat Genosse Wellna Druck ausgeübt. Wenn Zeit war, suchte er immer das Gespräch und überzeugte uns. Es hieß aber auch, als er an Bord kam: ‚... der muß doch erst Rakete lernen!' Tatsächlich hat er Abend für Abend über den Fachbüchern gesessen. Doch er lernte nicht in der Kammer für sich allein. Uns Matrosen hat er über den Raketenabschnitt ausgefragt. Dankbar nahm er jeden Hinweis an. Es überraschte uns, wie schnell er seine Klassifizierung I auf dem für ihn neuen Waffensystem in der Tasche hatte. Wir brauchten gegenüber dem Kommandanten nicht anders zu reagieren, als wenn sonst ein neuer gekommen war, und man sah, der möchte etwas leisten. Wir haben geholfen!"

Die fünfzehn Kommunisten an Bord nahmen sich vor: Nach der Werftauslieferung ohne Verzug *mit* dem Kollektiv die Geschlossenheit der Besatzung zu erreichen, um wieder in die Schiffsschlaggruppe aufgenommen zu werden und dem operativen System zur Verfügung zu stehen; schließlich wird dort mit jeder Rakete gerechnet. Diese klare Einstellung wurde auch von der Besatzung angenommen. Und sie ließ nicht locker.

Ärger gab es mit Thomas Gensch. Waren es die schlechten Erfahrungen aus seiner Lehrzeit oder die große Freiheit, die ihm die Eltern gelassen hatten und die Thomas hinderten, sich den Normen seines Kollektivs anzupassen? Er war mit guten Ergebnissen von der Flottenschule gekommen, lernte an Bord aber allein weiter. Schroff lehnte er Hilfe ab, wollte sich nicht „reinreden" lassen. Mit dieser Eigenbrötelei begriff er bootsspezifische Zusammenhänge nicht. Man merkte es, und die Besatzung schloß ihn vom abendlichen Fernsehen aus. Ohne Erfolg. Thomas hielt sich weiter zurück. Schließlich spitzten sich die Dinge zu. Er bestand die Zulassungsprüfung als Hangargast nicht. Das Boot mußte als nicht einsatzfähig geführt werden! Dem Raketenpersonal der „Lüttgens" verwehrte der Brigadekommandeur bis auf weiteres den Urlaub. Mit Thomas verkehrte nun keiner mehr an Bord. Nur über das Nötigste sprach man mit ihm, immer hörte er den Vorwurf: „...setz' dich hin, lerne, und laß dir helfen!" Auch Hartgesottene haben wohl dort ihre Schmerzgrenze. Thomas sah seine Fehler ein. Er ließ sich helfen, erwarb in kürzester Frist die Zulassung und bald sogar schon die Klassifizierungen III und II. Zu seiner Rolle als Hangargast legte er noch die Berechtigung als Rudergänger ab. Auch ließ er sich im Interesse der Besatzung zum Aushilfsfrisör ausbilden, und er kocht, wenn der Smut abwesend ist, zur Zufriedenheit aller. Heute sagt Stabsmatrose Gensch: „Ungeachtet verschiedener Ansichten, das fängt oft bei der Musik an, stimmt unser Verhältnis zueinander an Bord. Bringt DT-64 Hard-Rock, gehen die aus der Kammer, die auf Pop stehen. Aber keiner darf sich ausschließen, wenn es um die Gefechtsbereitschaft unseres Bootes geht. Einer, der da nicht mitzieht, hat es schwer bei uns!"

– Steuermannsmaat und 1. Wachoffizier übertragen die Koordinaten des „Gegners" auf die Seekarte! Sie nehmen Peilung und Distanz zu ihm. Hat die Funkmeßwaffenleitanlage den „Gegner" aufgefaßt, bestimmt sie diese Werte. –

Seeoffiziere müssen und wollen Schiffe führen. Doch der Weg hinauf zur Kommandobrücke gelingt nur in Etappen: 2. Wachoffizier, 1. Wachoffizier. Dazwischen und dazu sind Zulassungen zu erwerben, ist Wissen und Können, aber auch Verantwortungsbewußtsein nachzuweisen. So ist für Oberleutnant Gonschior der Einsatz als 1. Wachoffizier auf der „August Lüttgens" erneut Ansporn. Macht er's gut, kann er Kommandant werden. Neben dem





Stabsmatrose Weick

Kommandanten hat der 1. Wachoffizier das Sagen an Bord. Er organisiert den Dienst im Hafen und auf See, teilt die Dienste ein, hält Musterungen ab und kontrolliert. Dabei kann man schon des Guten zuviel tun. Was Genosse Gonschior noch als forsch und selbstbewußt empfand, schien der Besatzung überheblich, werteten die Unteroffiziere, besonders Meister Steinhagen, bereits als persönliche Angriffe. Denn sie machten ihre Arbeit und führten zuverlässig ihre Gefechtsstationen. Schließlich verkehrten Meister und Oberleutnant nur noch dienstlich und so förmlich wie nur möglich miteinander. Dem Meister bekundete die Besatzung Beifall. Auf ihn hörte sie, er hatte die meisten Maate und Matrosen an Bord ausgebildet – Steinhagen besitzt die Klassifizierung I –, und auch vom Kommandanten wurde er oft konsultiert. Schließlich erwartet man von einem Vorgesetzten, daß er die Leistungen seiner Unterstellten achtet. Hier also war ein Ton ins Kollektiv geraten, den die Genossen nicht hören wollten, und sie sagten dem Kommandanten ihre Meinung dazu. Auch Kapitänleutnant Wellna hatte die Eigenarten seines 1. Wachoffiziers bemerkt. Deshalb entschloß er sich kurzerhand, nun die FDJ-Organisation des Schiffes zu „bevormunden" und eine Versammlung einzuberufen. So saßen alle beisammen, und keiner war von dem „Klärungsprozeß" ausgeschlossen. Beide Seiten sagten sich die Meinung und ließen auch so schnell nicht von ihren Vorbehalten ab. Meister Steinhagen war erst nur bereit, „in Achtung der höheren militärischen Potenz" nachzugeben. Oberleutnant Gonschior verharrte ausschließlich auf der Autorität von Dienstgrad und -stellung. Das Kollektiv empfahl beiden, nicht nur die schlechten, sondern auch die guten Seiten des anderen zu sehen und kritisch mit sich selbst umzugehen. Das Ergebnis dieser offenherzigen und nicht unter vier Augen geführten Aussprache zeigte sich alsbald: Meister Steinhagen, in vielen Dingen der Bordpraxis nun mal der Erfahrenere, ging von sich aus auf Gonschior zu und half ihm, sich auf die Prüfung für die Klassifizierung II vorzubereiten. „Seither macht es mit unserem 1. Wachoffizier Spaß, und er macht auch mal einen Witz mit uns!" So erinnert sich Stabsmatrose Weick heute an dieses Problem. Oberleutnant Gonschior meint: „Dieses Kollektiv kann man nicht mit vordergründigem Schneid schocken. Das ist weiter! Es hat mich dankenswerterweise rechtzeitig von übersteigertem Selbstbewußtsein befreit!"

– Auf dem Hauptbefehlsstand treffen die Klarmeldungen der einzelnen Gefechtsstationen ein. Der Kommandant befiehlt: Raketenangriff! Längst sind die Hangare geöffnet, sind alle Mann unter Deck, hat man die Schotten verschlossen. –

Alle müssen an Bord sein, wenn das Boot in See zur Ausbildung geht. Während der verschiedenen Handlungen kann es keine Ablösungen auf den Gefechtsstationen geben. So ist es bei den Schnellbootsfahrern üblich, kurz vor dem Auslauftermin keinen Urlaub zu genehmigen. Man fährt eine Woche zuvor. Auch Obermatrose Hahm war nochmal daheim. Doch er kam mit Zweifeln zurück. Stimmte, was ihm in den letzten Urlaubsstunden zugetragen worden war? Stand sein Verlöbnis auf dem Spiel? Wie nur wird es mit seiner Liebe weitergehen?

Nichts wollte ihm an den folgenden Tagen an Bord gelingen. Auf nichts konnte er sich konzentrieren, die fragenden Blicke der anderen waren nicht zu ertragen. Was hilft Verständnis und Mitleid bei solchem Kummer?

Wie einsilbig und verschlossen sich Hahm bewegte, sah auch Kapitänleutnant Wellna. Urlauber kommen in der Regel fröhlich und verklärt zurück. Überdies sind sie voller Geschichten. Keine zwei Tage dauerte es, und Obermatrose Hahm meldete sich bei ihm in der Kammer. Hahm wollte kurz vor dem Auslaufen für einen Tag in Urlaub fahren.

„Warum sollte ich nein sagen? Genosse Hahm macht immer einen ordentlichen Dienst. Hatte bereits alle Bedingungen für den Bestentitel erfüllt. Mir nutzt doch nur ein Matrose, der gut gelaunt ist. Ein Tag, was ist das schon? Ich habe ihm, wie üblich, das Wochenende gegeben!" Genosse Wellna setzt hinzu: „Die Genossen sollen, wenn es dienstlich vertretbar ist, so oft wie möglich in Urlaub fahren. Das Streichen von Urlaub als Erziehungsmittel lehne ich ab. Es kann nur unter zwingenden Umständen die letzte Möglichkeit sein!"

Jörg sagte allen, die es wissen wollten: „Dieser Urlaub hat es in sich gehabt – da merkt man doch, wie gern man sich hat!"

– Vom Vorstartpult aus wird die Rakete durchgefahren: Ist die Energieversorgung gesichert? Funktioniert die Kreiselanlage? Arbeitet der Autopilot? Stimmen die Ruderausschläge? Der Rechner erhält

nun Peilung und Distanz zum „Gegner"; unter Berücksichtigung der Bezugselemente des eigenen Bootes sowie der Windrichtung und -stärke im Seegebiet ermittelt er den Start- und Treffpunkt der Rakete, gibt er den Gefechtskurs des Bootes. –

Für die Beziehungen innerhalb der Besatzung dagegen ermittelt der Rechner keine Programme. Das müssen die Genossen schon miteinander und selber tun. Aber wenn Entgegenkommen nicht angenommen wird, darf man dann ...?

Obermatrose Herzer fährt erst einige Monate auf der „Lüttgens", gehörte zuvor zu einem anderen Boot, war dort auch 1. Artilleriegast. Warum mußte er umsteigen?

„Wir hatten dort einen Signäler, der wollte einfach nicht lernen. Ich versuchte ihm dennoch das Morsen beizubringen, auch andere bemühten sich um ihn. Doch der Kumpel zuckte nicht, stellte sich stur, lernte und übte nicht. Da ist mir nach einem Landgang die Hand ausgerutscht!"

Wie wenig damit das Problem gelöst war, spürte Robert Herzer zuerst am eigenen Leib: Herabsetzung im Dienstgrad. Davor bewahrte ihn auch seine Klassifizierung I nicht.

Ungern ließ man auf der „Lüttgens" einen der ihren gehen und nahm Robert auf. Mußte ihn nehmen. Haben sie es ihn spüren lassen? Gegenfrage: Hätte Robert sonst seinen 25. Geburtstag mit allen gefeiert? Dafür aber hatte er gewichtige Gründe: „Hier kommt jeder mal selbst darauf, daß was gemacht werden muß, ob Arbeiten an Bord oder Sport in der Freizeit. Hier wird vernünftig das Essen aufgebackt (der Tisch gedeckt) und auch Mahlzeit gesagt. Ohne zu beleidigen, sagt jeder seine Meinung. Der Kommandant ist eine Autorität, weil er durchsetzt, was er sagt. Dabei ist er ausgeglichen und hilft jedem. Er steht für seine Besatzung ein, auch gegenüber seinen Vorgesetzten, da holt er raus, was möglich ist. Obwohl er auch die Klassifizierung I trägt – als Kommandant muß er dafür mehr als ein Matrose



Meister Steinhagen

bringen –, hat er sich mit mir über das Schießen mit den 30-mm-Zwillingsgeschützen beraten. Hier wird auch bei Kontrollen nicht gemogelt. Jeder packt zu, ob beim Pönen oder den Wartungsarbeiten an den Geschützen. Es geht allen um den Ruf des Bootes. Jeder möchte, daß es gefechtsbereit ist. Mit so einem Kollektiv muß man einfach seinen Geburtstag feiern!"

Sie hatten keine Mühe mit Robert auf der „Lüttgens". „Wir wußten, wer kommt", sagt Stabsmatrose Ziener. „Und auch warum. Daß Robert die Klassifizierung I hat, das zählte. So ein Mann hat keine zwei linken Hände. Wieder muß er hier einen 2. Artilleriegasten ausbilden, der auch sehr zurückhaltend ist, langsam lernt und dazu angestoßen werden muß. Doch Robert kniet sich mit viel Geduld dahinter. Robert ist auch ein guter Seemann und würde es später gern bleiben. Leider hat ihm das Fischkombinat abgesagt. Er läßt sich deshalb nicht gehen. Macht seinen Dienst wie vorher, spornt noch andere an. ‚Da gehe ich eben wieder auf meinen Bagger nach Welzow zurück. Der ist auch wie ein Schiff!' Nur das hat er dazu gesagt!"

– Die Rakete ist startbereit. Ihre Bordgeräte haben das Flugprogramm übernommen. Das Boot geht auf Gefechtskurs. –

Wieder kommt nach einem Halbjahr für das Kollektiv der „August Lüttgens" der unvermeidliche Personalwechsel. Wird man von vorn beginnen müssen? Ohne Zweifel, mit den fünf erfahrenen Matrosen geht ein Stück Gefechtsbereitschaft von Bord. Es ist schon ein Unterschied, ob einer sein Einmaleins beherrscht oder erst beginnt, es sich an den Fingern abzuzählen.

„Wir lassen in gemeinsamer Arbeit Erworbenes zurück", sagt Stabsmatrose Mattke. „Vor allem das Bewußtsein und die Bereitschaft zur Leistung!" Bald wird Genosse Mattke wieder als Maschinenassistent auf seinem 26-m-Kutter zum Fischen auslaufen. „An Bord bleibt das Kollektiv der Kommunisten, wohl in anderer Zusammensetzung, aber es wird gleichen Einfluß auf das Leben der Besatzung nehmen. So wird die Bordzeit für die nach uns Kommenden sicher die gleiche Lebensschule werden wie für mich. Ich rauche und trinke nicht mehr und habe zwei Klassifizierungen erworben!" Die Erfahrungen, die er an den Dieselmotoren des Bootes sammeln konnte, betrachtet Stabsmatrose Seifert gleichfalls als Gewinn für seinen Instandhalterberuf.

„Wir gehen zwar nach Hause, aber die anderen stehen jetzt so im Stoff, daß sie es mit den Neuen schon schaffen werden!" So überzeugt, wie er diese Feststellung trifft, ist Stabsmatrose Weick auch von seinem Erfolg als künftiger Anlagenfahrer im Düngemittel-

werk Rostock. Ein Fachschulstudium ist ihm ebenfalls sicher.

„Wenn hier ein Neuer kommt, da hat er am nächsten Morgen 20 Leute um sich, die ihm helfen wollen. Die machen das aus Überzeugung, weil es ihnen nützt. Das wird so bleiben, weil hier an Bord jeder erlebt: wenn er seine Arbeit macht, dann wird er auch gefördert!" Diese Feststellung kann Stabsmatrose Ziener auf seine Person auch nach dem Armeedienst anwenden. Als Vollmatrose der Seerederei hat er die Studienzulassung für die Seefahrtshochschule in der Tasche.

Als Stabsmatrose der Reserve wird auch Robert Herzer von Bord gehen. Er meint: „Es bleibt hier ein Kollektiv zurück, das wie eine Familie die Probleme des einzelnen klärt. Dazu gehört der Kommandant. Er verlangt Ehrlichkeit vom Kollektiv, achtet es und sorgt sich darum, daß keiner seiner Leute Schaden nimmt!"

Der erst vor Monaten gekommene Leutnant Szillat hat sicher noch die längste Zeit an Bord vor sich. Dem zum FDJ-Sekretär Gewählten behagt das Klima auf der „Lüttgens": „Man will hier die militärischen Pflichten mit hohem Ergebnis erfüllen. Ist es geschafft, sind alle stolz darauf. Dieses Gefühl will man haben. Da ist jedem anzusehen, wie er sich anstrengt. Darin sehe ich das gemeinsame Interesse. Es ist doch so, Einigkeit im Handeln wird durch gemeinsam erfahrene Erfolge angeregt!"

Die Erfolge der „August Lüttgens" können sich sehen lassen. Sie ist „Schiff der hohen seemännischen Kultur". Dreimal hat sie den Titel „Bestes Schiff" erworben. Sie gewann die Leistungsvergleiche in der Brigade, der Flottille und den mit dem besten Boot des sowjetischen Partnerverbandes. Eigentlich normal, denn ein Offizier, ein Unteroffizier und zwei Matrosen verfügen über die Klassifizierung I, 13 Genossen an Bord haben die II und fünf die III. Und sie wissen miteinander umzugehen.

– Der Kommandant drückt den Startknopf. Die Triebwerke zünden. Ihr starkes Rauschen dringt bis in die äußersten Winkel des Bootes. Die Rakete steigt auf. Pendelt sich in die Horizontale ein und fliegt nach dem eingegebenen Programm, bis ihr bordeigenes Zielsuchsystem den „Gegner" erfaßt hat. Jetzt lenkt sie der Bordrechner. Das Ziel ist ihr unvermeidlich ausgeliefert ...

Das im Juni 1988 ausgetragene Raketenschießen erfüllte die „August Lüttgens" mit der Note „sehr gut".

Ergänzungsfoto: Manfred Uhlenhut (1)







Kollege in Uniform

Im Mai-Postsack berichtete Hans-Dieter Müller von seinem Sohn, der als Unteroffizier dient und dessen Betrieb mangelnden Kontakt zu ihm, dem Kollegen in Uniform, hielt. Wir baten andere Leser, uns ihre Erfahrungen mitzuteilen. Hier eine Auswahl.

Zum Abschied gekegelt

Unser Brigadier trat im Mai seinen Ehrendienst an; nun werde ich ihn für 1½ Jahre vertreten. Zur Verabschiedung organisierten wir einen Bowlingabend. Aber wir legten auch Pläne für die Zukunft fest, so einen regelmäßigen Briefwechsel, in dem wir ihn über betriebliche und persönliche Dinge auf dem laufenden halten werden. Zwei Kollegen nahmen an seiner Vereidigung teil.
Rainer Starke, Potsdam

Zugesichert – und nichts kam

Von meinem Betrieb – VEB Bergmann Borsig, Montagegruppe Duscha – wurden mir bei der Einberufung 1985 Geburtstags- und Weihnachtspäckchen zugesichert. Nichts kam. Zum Tag der NVA erhielt ich eine Karte, auf der wirklich nur das Notwendigste stand. Meine Brigade schickte mir mal 50 Mark zu Weihnachten, und am 1. März kam überraschend ein Päckchen und ein langer Brief von meinem Baustellenkollektiv. Ich erwarte nicht zu jedem Anlaß gleich ein Päckchen; längere Briefe über den Stand der Arbeiten können einen auch erfreuen.
Stabsmatrose Dagobert Fritz

Keine Probleme

Mein Mann ist seit Mai 1987 bei der Armee. Probleme mit seinem Betrieb (VEB Nickelhütte St. Egidien) gibt es überhaupt nicht. Als er und andere einberufen wurden, gab es eine herzliche Verabschiedung, verbunden mit einem kleinen Geschenk. Weihnachten erhielt er ein schönes Päckchen, und am 1. März eine Glückwunschkarte, worüber er sich sehr freute.
Anett Franke, Rödlitz

Verärgert über die Brigade

Vor meinem dreijährigen Ehrendienst arbeitete ich als Großhandelsverkäuferin im Sozialistischen Großhandelsbetrieb für Textilwaren in Schwerin. Ich bin enttäuscht darüber, daß ich keine Nachrichten von meiner Arbeitsstelle erhalte, weder zu meiner Hochzeit – die bekannt war –, zum Geburtstag noch zum Frauentag, obwohl ein Geschenk angekündigt war. Auch über Brigadefeiern werde ich nicht informiert. Ein Weihnachtspaket kam Ende Januar an, es war vergessen worden. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie verärgert ich über meine Brigade bin.
Andrea Speckin, Schwerin

Man braucht mich später

Ich arbeite als Elektromechaniker im Starkstromanlagenbau Sangerhausen, Betriebsteil Magdeburg. Kontakte mit den Betrieben halte ich für sehr nötig, schon wegen der weiteren Qualifizierung. In meinem Urlaub schaue ich bei den Kollegen vorbei. Wir schreiben uns über alles, was uns interessiert, wie es läuft in der Arbeit, wie der Dienst vorangeht und natürlich viel Privates. Die Gewißheit, im Betrieb später eine sichere Perspektive zu haben, gebraucht zu werden, ist für mich Ansporn, die Armeezeit mit guten Leistungen abschließen.
Unteroffizier Jens Roders

Mutterseelenallein in der Stube

Es ist echt ein beschämendes Gefühl, in einer Unterkunft von 10 Mann mitzuerleben, wie andere Betriebe sich um ihre Soldaten kümmern, und selbst geht man leer aus. Stets treffen Gratulationen und Glückwünsche ein – ich habe ständig das Nachsehen. Da haben andere Genossen Paten oder Förderungsverträge von ihren Betrieben, meiner (VEB/GRW Teltow, Betriebsteil Babelsberg) scheint seinen gesellschaftlichen Pflichten geradezu energisch aus dem Wege zu gehen! Nach einem Jahr entschloß ich mich, an den FDJ-Sekretär des Betriebes zu schreiben, vielleicht fehlte ja auch nur die Anschrift meiner Diensstelle?! Bis zum heutigen Tag erhielt ich keine Antwort.
Unterfeldwebel H. Bredfeldt

Wie in einer Familie

Ich bin Meister der Brigade „Ernst Reinke" im VEB Elektrokohle Berlin-Lichtenberg. Bei uns ist es Grundsatz, unsere Kollegen bei der Fahne zu betreuen und ständigen Kontakt zu ihnen zu halten. Von 18 Kollegen unserer Brigade waren 14 bei der Armee, und alle sind sie wieder hierher zurückgekehrt. Wir sind wie in einer großen Familie. Herzlich wurden alle verabschiedet, bekamen Briefe, Päckchen; im Urlaub besuchten sie uns. Zur Vereidigung fuhren 2 bis 3 Mann aus der Brigade – und wenn es bis Halberstadt war. Und noch eines: Die Zurückgekehrten sind alle aktiv im Reservistenkollektiv tätig.
Manfred Guhlke, Berlin



RÜCKKEHR MIT GOLDENEM GLANZ

Das Leben der Birgit Schmidt weist viele Höhepunkte auf, sportliche vor allem. Seit 1979, da sie als Siebzehnjährige ihren ersten Weltmeistertitel errang, bestimmt ihr Name die Damen-Szene des internationalen Kanu-Rennsports. Als Birgit Fischer bis 1984, dann, nach ihrer Heirat, als Birgit Schmidt. Zwei Namen – ein Begriff, eine bewundernswerte, eine Ausnahmeathletin. Wo sie auch an den Start ging auf den Renn-

ZUM TITELBILD



strecken der Welt, stets trieb sie die Spitze ihres schmalen Bootes als erste über den Zielstrich.

Nur 1986 war es still um die ASK-Rennkanutin, ihr Name machte keine Schlagzeilen. Und doch war es das Jahr ihres bisher größten Erlebnisses: Sie schenkte ihrem Sohn Ole das Leben. Lange gehegter Wunsch, für ihren Sport immer erst einmal zurückgestellt. „Wenn ich mich nicht dem Leistungssport zugewandt hätte, vielleicht hätte ich schon mit achtzehn ein Kind gehabt", gesteht Birgit. Sie ist ein Mensch der Familie. Daraus schöpft sie Kraft und Motivation. „Familie, das sind für mich nicht nur Ole und mein Mann, das ist mehr, das sind meine Eltern, meine Schwiegereltern, meine drei Geschwister. Da ist immer Leben im Haus, einer hilft dem anderen ..."

Ohne Birgit fuhren währenddessen die DDR-Rennkanutinnen 1986 dem Erfolg hinterher. Bei den Weltmeisterschaften vertrat Karin Giese die junge Mutter Birgit Schmidt im Einerrennen mit dem Gewinn der Silbermedaille zwar recht ordentlich, der Zweier jedoch wurde nur siebenter, und der Vierer mußte nach Fehlstart gar bereits im Vorlauf durch Disqualifikation die Paddel aus der Hand legen.

„Mit Birgit kaum denkbar", meint ihr Trainer, Oberleutnant Lothar Schäfer. „Sie hat mit ihrer Erfahrung und mit der Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit in unserer Nationalmannschaft alle Fäden in der Hand."

Aber Birgit kehrte ja zurück. So war es von Anfang an vorgesehen. Und es wurde eine Rückkehr mit goldenem Glanz. Wie schon in den Jahren 1981, 1982, 1983 und 1985 gewann sie auch 1987 Weltmeister-

schafts-Gold im Einer, Zweier und Vierer, holte damit ihren insgesamt sechzehnten WM-Titel, souveräner denn je zuvor.

Spätestens hier stellt sich die immer wiederkehrende Frage nach dem Anteil von Talent und Fleiß, nach dem, was ihr sozusagen von der Natur mitgegeben wurde, beziehungsweise was sie sich in vielen Trainingsjahren hart erarbeitet hat. Ihr Trainer Lothar Schäfer, der sie nun schon seit zwölf Jahren betreut, erinnert sich: „Als Birgit mit vierzehn zum ASK kam, brachte sie zwei wichtige Dinge bereits mit: Boots- und Wassergefühl, wie wir das nennen. Das bedeutet, sie beherrscht den schmalen, kippligen Kajak in jeder Situation, und sie versteht es, ihre Kraft optimal aufs Paddel und damit aufs Wasser zu übertragen." Talent also? Sicher. Aber das allein trifft's nicht. Es ist auch Erworbenes, Erarbeitetes. Sie ist am und im Wasser (des Brandenburger Beetzsees) groß geworden. „Das Bootshaus der BSG Stahl war mein zweites Zuhause, wie mancher seine Stammkneipe oder seine Kegelbahn hat. Vater war dort Übungsleiter. Schon mit sechs ging ich mit, spielte dort, strolchte einfach so rum. Es blieb nicht aus, daß ich bald auch mitpaddeln wollte und durfte." Immer war sie die Jüngste in ihren Trainingsgruppen, auch die Kleinste. Als







sie dreizehn war und die Einschulung an die Kinder- und Jugendsportschule zur Debatte stand, brachte sie statt der eigentlich geforderten 164 gerade mal 154 Zentimeter unter die Meßlatte. Aber ihre athletischen Fähigkeiten und ihre Begeisterung fürs Paddeln überzeugten die Verantwortlichen. Sie war eine Kämpferin, wie sie selbst sagt, und hatte Ehrgeiz. Bei der Verabschiedung aus der BSG Stahl verkündete sie in aller Öffentlichkeit: „Ich will Weltmeisterin werden." „Jugendlicher Leichtsinn", meint sie dazu heute, und mit einem Augenzwinkern: „aber eigentlich gar nicht so verkehrt."

An Zeiten, da sie auf Brandenburgs Gewässern auch mal ins Schilf fuhr, wenn sie die Nase voll hatte, Training Training sein ließ und den Enten zuschaute, erinnert sie sich lächelnd, die sind längst vorbei. „Ökonomie der Zeit ist das wichtigste, um den Erfolg vorzubereiten, auch bei uns im Sport." Erfahrungen rund 20jährigen sportlichen Strebens von Birgit Schmidt. „Was ich mache, mache ich richtig – oder gar nicht, ist meine Devise. Es gibt Sportler in unserem Metier, die zählen die gefahrenen Trainingskilometer, ergötzen sich daran und denken, sie hätten viel getan. Dabei sind sie nur locker gepaddelt. Ich meine, nicht der Umfang entscheidet, sondern die Intensität." Damit beantwortet Birgit auf ihre Weise die Frage nach Talent und Training. „Ich mache wohl zur richtigen Zeit jeweils das Richtige. Vielleicht ist das mein Talent." Lothar Schäfer ergänzt das, indem er seinem Schützling große Zielstrebigkeit bestätigt: „Hat sich Birgit für eine Sache entschieden, ist sie von ihr überzeugt, dann kniet sie sich auch hinein, mit aller Konsequenz. Sie hat sich für Ole entschieden, und sie hat sich nach seiner Geburt für die Fortsetzung des Leistungssports entschieden. Diese beiden Pole bestimmen im Moment wesentlich ihr Leben. Die hohen Belastungen des Sports nimmt sie gern auf sich, denn sie hat sich die Freude am Paddeln seit ihrer Kindheit bis heute bewahrt, in allen Leistungsbereichen, auch wenn höchster Einsatz verlangt wird". Und natürlich auch als Hobby. Im Urlaub zieht es die drei Schmidts mit Boot und Zelt ins Brandenburger Seengebiet, wo sie die Natur genießen. „Und außerdem", meint sie, „gibt es so viele Dinge im Leben, denen ich mich intensiver widmen möchte, daß mir jede vergammelte Trainingsstunde einfach zu schade wäre – besonders seit Ole da ist." Dem zweijährigen Söhnchen ist die knapp bemessene Freizeit in erster Linie gewidmet. Mit Ehemann Jörg, als Canadierfahrer im ASK zugleich ihr Mannschaftskamerad, ergänzt sie sich bei der Bewältigung des Haushaltes und der Betreuung Oles bestens. Und dann warten am Abend noch die Pflichten ihres Sportstudiums. Auch jetzt im Olympiajahr will sie da keine Abstriche machen. „Man darf es sich nicht bequem machen, da hätte ich immer ein schlechtes Gewissen, und außerdem geht es ja um mein eigenes Leben." So sind die Lehrbücher ständige Begleiter auch auf Wettkampfreisen und im Trainingslager und füllen

manchen Abend aus. Obwohl sie die Geselligkeit liebt, sich gern mit den Freunden unterhält oder auch einfach mal abschalten, sticken oder lesen möchte.

Das ist Birgit, stets aktiv, andere aktivierend, vorwärts treibend, ihr Leben nach ihren Vorstellungen so gestaltend, daß sie darin Erfüllung, Zufriedenheit, Spaß findet. „Das brauche ich einfach, um glücklich zu sein. Der sportliche Erfolg ist nicht das einzige, alles muß stimmen im persönlichen Leben und im Umfeld."

Doch auch das Glück und die Befriedigung des sportlichen Sieges weiß sie durchaus zu schätzen. „Ich bin zwar kein emotioneller Typ, der auf dem Siegerpodest weint, aber ein erhebendes Gefühl ist es schon, ganz oben zu stehen und mit Flagge und Hymne unseres Landes geehrt zu werden."

Ihren ersten großen Erfolg empfindet sie immer noch als ihren schönsten: den Olympiasieg im Einer, 1980 als Achtzehnjährige in Moskau erkämpft. Olympia ist eben Olympia. Vielleicht aber auch deshalb, weil ihr der Sieg in diesem Rennen so schwer fiel wie nie zuvor und auch niemals einer danach in den folgenden Jahren. Es klingt fast ein wenig absurd, zeugt aber von gesunder Selbsteinschätzung, wenn sie sagt: „Es war mein schlechtester internationaler Wettkampf überhaupt. Ich war in keiner Phase souverän und habe mich regelrecht über die Strecke gequält." Also auch das kann sie, wenn es notwendig ist.

Genau so offen spricht sie darüber, wie sie die Birgit Fischer von 1980 sieht: „Ich glaube, ich war etwas komplizierter als heute. Ich war sehr spontan, ausgelassen, oft vorlaut und frech, hatte immer meinen eigenen Kopf. Ich bin abends gern weggegangen, ich habe – zum Glück – eigentlich nichts ausgelassen, was ein junges Mädchen gern tut. Aber ich habe auch stets mit ganzem Herzen und fleißig trainiert. Die Leistungen stimmten immer. Irgendwann, aber ziemlich spät, habe ich mir die Hörner abgestoßen." Das klingt





fast ein wenig bedauernd, zumal sie hinzufügt: „Ich sollte ruhig mal wieder etwas frecher sein, mal ganz spontan das sagen, was mir auf der Zunge liegt, auch wenn's dem anderen nicht schmeckt." Doch das ist nur so ein Gedanke. Sie weiß genau, daß die Verantwortung mit den Jahren größer geworden ist – für sich persönlich, für ihre Familie und auch – als Leitfigur und Vorbild – für die Trainingsgefährten im ASK und in der Nationalmannschaft. Und dieser Verantwortung will sie nicht ausweichen: „Die Jüngeren schauen doch auf mich. Und man soll auf mich bauen können, wenn ich gebraucht werde." Dazu zählt auch ihr Interesse und ihr Mittun an dem, was sich im Leben unserer Republik entwickelt, „nicht, weil das für mich als Offizier der NVA sozusagen dazugehört, wie manche meinen. Mir ist das ein echtes Bedürfnis. Ich will und werde nie unpolitisch sein, ich will im Leben stehen. Meine Tätigkeit im Zentralrat der FDJ möchte ich nicht missen. Prima Jungen und Mädchen erlebe ich dort, Arbeiter, Jugendbrigadiere, junge Neuerer mit tollen Gedanken und Ideen. Da kann ich eine Menge für mich mitnehmen".

Das Ende ihrer sportlichen Laufbahn steht noch nicht fest, absehbar ist es schon. Jetzt erst einmal nimmt sie erneut Olympiakurs, mit klaren Zielen, für die sie alles geben wird, wie man das von ihr gewohnt ist. Mit Stolz, mit Freude kann sie auch zurückblicken. Nicht nur der gewonnenen Titel und Medaillen wegen. „Durch den Sport bin ich standhafter geworden, mehr bereit, große und schwere Aufgaben auf mich zu nehmen, ich habe Nerven, Kraft und Ausdauer für die Bewältigung komplizierter Dinge gewonnen."

Die Uniform ist für Hauptmann Birgit Schmidt nicht Äußerlichkeit. Sie bekennt sich dazu. „Ich bin überzeugt, daß ich mich in unserer Armee auch in meiner beruflichen Zukunft frei entfalten kann. Ich beschäftige mich viel mit dem Thema Armee, lese regelmäßig die Armeerundschau, bei Foren in der Truppe unterhalte ich mich viel mit den Soldaten. Ich möchte einfach nicht neben, sondern mit den aktuellen Problemen leben."

Viel hat sie bisher aus ihrem Leben gemacht, vieles erreicht. Doch Wünsche für die Zukunft hat Birgit noch eine Menge: „Alsbald ein zweites Kind, und später vielleicht ein drittes, einen guten Abschluß meines Studiums und für meinen Mann, der im Herbst beginnt, einen guten Start, eine Tätigkeit in der Armee, die mich ausfüllt und natürlich Frieden, ohne den nichts geht und für den ich das meinige tun will." Unser Wunsch für sie sei aus aktuellem Anlaß hinzugefügt: olympisches Edelmetall in Soul.

Text: Günther Wirth
Bild: Manfred Uhlenhut.

******

Die erfolgreichste Rennkanutin der Welt Hauptmann Birgit Schmidt (Fischer) Geboren am 15. Februar 1962 in Brandenburg, Größe: 1,72 m, Gewicht: 65 kg, verheiratet, ein Sohn (Ole), Studentin der Sportwissenschaft, größte Erfolge: Goldmedaille der Olympischen Spiele von 1980 im K I, Weltmeistern 1979 im K IV sowie 1981, 1982, 1983, 1985 und 1987 jeweils im K I, K II und K IV. Autogrammadresse: ASK Vorwärts Potsdam, Postfach 69 937, Potsdam 1571

Die Blume des Detektivs

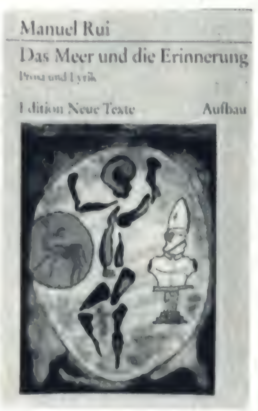
Immer freue ich mich, wenn ich Euch gedruckte Raritäten vorstellen kann. Heute habe ich etwas aus Angolas Literatur. Ganz frisch erschien im Aufbau Verlag ein schlankes Bändchen mit dem Titel „Das Meer und die Erinnerung". Zu entdecken sind eine gut sechzig Seiten starke Erzählung, sechzehn Gedichte und ein Text, vorgetragen auf einem Schriftstellerkongreß in Luanda. Der Autor heißt Manuel Rui Alves des Monteiro, ist Jurist, war mit 34 Jahren Minister, hatte hohe Funktionen in der MPLA-Regierung inne und leitet den Lehrstuhl für angolanische Literatur an der Universität Lubango. Seine Gedichte und Erzählungen, die er als Sechsundzwanzigjähriger zu veröffentlichen begann, wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Manuel Rui ist einer der bedeutendsten Dichter des unabhängigen Angola. In dieser Erzählung nun lädt er uns zu abenteuerlicher Unternehmung ein, per U-Boot. Auf ungewöhnliche Weise erzählt er von dem Versuch, die fünfhundertjährige koloniale Vergangenheit Angolas zu entschlüsseln. Das ist dramatisch und verblüffend; das fasziniert und überrascht, wie der Autor Vergangenes und Jetziges, Ersonnenes und Wirkliches fein miteinander verwebt. Er gewährt uns Zugang zum Denken und Fühlen des angolanischen Volkes, zeigt uns Zusammenprall und Zusammenklang von Tradition und Zukunftsplanung. Das ist sehr interessant zu lesen, wie auch seine „Gedichte des November", so genannt, weil am 11. November 1975 die Unabhängigkeit der VR Angola proklamiert wurde. Hier für Euch Verse von Manuel Rui:

Die Blume

Du bist schöner mit dem
brennenden Tau,
dem Schweiß des
November!
Laß deinen Blütenstaub
fressen
an den Knochen
des Krieges,
der deine Blütenblätter
nicht will als Uniform.
An dem Tag, da kein
Schuß auf Erden
fällt,
breche ich dich und
stecke ich dich
in den Lauf des Gewehrs,
neben einem Gedicht,
dem Soldaten
auf Wacht!

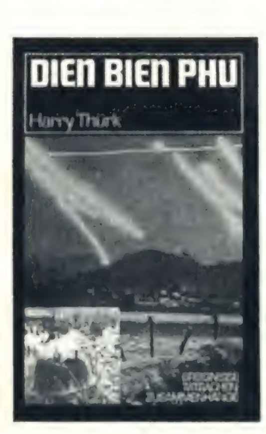
Die „Blume aller Blumen", so nennt er die höchste Stufe des sich vollziehenden Wunders der Befreiung seines Volkes – den Humanismus. Worte eines Poeten und Kämpfers, in einem fernen afrikanischen Land geschrieben auch für uns.

Tausende Kilometer von Angolas Hauptstadt Luanda entfernt, in Krasnojarsk, lebt Viktor Astafjew. Als Achtzehnjähriger war er freiwillig an die Front gegangen und schwer verwundet worden. Nach dem Krieg arbeitete er als Gießer, Schlosser, Fahrdienstleiter und studierte schließlich Literatur in Moskau. Vor zwei Jahren erschien in der Sowjetunion sein Roman „Der traurige Detektiv" und erregte große Beachtung. Sein Detektiv ist keiner von den Superkerlen, die einsam und todsicher jedes Verbrechen aufklären, ohne daß auch nur ihr Schlips verrutscht. Der Milizionär Leonid Soschnin ist ein ganz normaler Mensch mit einem ziemlich verunglückten Privatleben. Zu Hause ist er in der Kleinstadt Wejsk, die er „eine faulige Ecke Rußlands" nennt. Dort hockt er in seiner kalten, unschönen Wohnung und versucht, mit Schreiben neuen Inhalt in sein Leben zu bringen. Denn der erst 42jährige Leutnant der Miliz ist Invalide und raus aus dem aktiven Dienst. Irgend so ein Schwein, einer von dem Gesindel, gegen das Leonid oft genug vergeblich ankämpfte, hatte ihn mit einer rostigen Forke so schwer zugerichtet, daß er nicht mehr arbeiten kann. Seine schriftstellerischen Versuche lösen einen Strom von Erinnerungen aus, an seine Kindheit, seine Ehe und immer wieder an Fälle, an Verbrechen, an all den Schmutz, den er nicht hat beseitigen können. Da war z. B. der Jugendliche, der beschlossen hatte, den ersten Menschen, den er auf der Straße trifft, umzubringen. Es war eine junge,





hübsche Frau, schwanger. Oder der stockbetrunkene Kipperfahrer, der auf einer Amokfahrt fünf Menschen zu Tode zerquetschte. Oder die Mutter, die ihren Säugling in einem Bahnhofsschließfach ablegte, um ihren Vergnügungen nachgehen zu können. Soschnin hat alles an Abscheulichkeiten erleben müssen. Und nichts wünscht er mehr, als daß sie endlich unbeschädigt blühen möge, die Blume Humanismus. Unter schweren inneren Qualen ringt er darum zu erkennen, was die Ursachen sind für Verbrechen und Gewalt. Er findet sie im alltäglichen Leben ringsum, in der Sauferei, der Jagd nach dem Geld, in der Zerstörung von Moral und Menschlichkeit. Er findet sie ebenso in Karrieregeilheit, Kriechertum und Egoismus. Astafjew zeichnet aber auch Menschen, die für ihn Wärme und menschliche Unversehrtheit verkörpern, wie die Weichenstellerin Granja, die sich während des Krieges heimatloser Kinder annahm. Der Autor greift viele



Fragen unseres Lebens auf, die unser Gewissen beunruhigen sollten. Sein Buch ist ernst und hart. Es drückt seine Sicht aus auf die Aufgabe der Literatur unserer Tage: „Jetzt ist keine Zeit für Bagatellen ... die Lage sieht viel ernster aus, als die Literatur das darstellt.“ Ihm und dem Aufbau Verlag ist für ein ehrliches, ebenso spannend wie ergreifend geschriebenes Buch zu danken.

„Alle Huren versammelt?“ Mit dieser delikaten Frage beginnt Harry Thürk seinen Tatsachenroman „Dien Bien Phu“. Es ist Mai 1953. Im Gouverneurspalast des französischen Hochkommissars in Hanoi gibt man einen Abendempfang. Man erwartet General de Corps d'Armée Henri Navarre, den künftigen Oberkommandierenden. Und man erwartet die Nobel-Huren der Stadt, die in diesem und anderen Häusern der Franzosen ein und aus gehen. Doch bald schon sollte Schluß sein mit dem süßen Leben und den



Strömen von Champagner. General Navarre hat Befehl, als neuer Chef des Expeditionskorps die noch junge und schlecht ausgerüstete Volksarmee der Demokratischen Republik Vietnam in eine Schlacht zu verwickeln. Am 2. September 1945 hatte Ho Chi Minh in Hanoi Vietnams Unabhängigkeit proklamiert. Frankreich jedoch wollte seine ehemalige Kolonie zurückhaben. Als Platz für die Entscheidungsschlacht wählte General Navarre Dien Bien Phu nahe der Grenze zu Laos. Der Krieg dauerte fünfundfünfzig Tage und Nächte und kostete furchtbare Opfer. Die waffenstarrende Kolonialmacht Frankreich erlitt eine historische Niederlage durch die vietnamesische Volksarmee, die ihre Munition noch mit Fahrrädern an die Front transportieren mußte ... Nur drei Wochen nach Dien Bien Phu und einen Monat vor Abschluß des Genfer Indochina-Abkommens, das jegliches ausländische Militär in Vietnam verbot, etablierte sich in Südvietnam die „Saigon Military Mission“, ein Instrument der CIA und des Pentagon. In die Fußstapfen der abgezogenen französischen Kolonialsoldaten traten die Stiefel der ersten US-Kommandos ... Wie von seiner großen Leserschar erwartet, bietet Harry Thürk auch in seinem neuen Buch spannungsreiche, auf historischen Tatsachen basierende, packend geschriebene Literatur. In seine von politischer und histor. scher Sachkenntnis zeugende Romanhandlung bezieht er auch das authentische Wirken solcher Persönlichkeiten wie Ho Chi Minh, Truong Chinh, Pham Van Dong und Vo Nguyen Giap ein. Das mit Fotodokumenten illustrierte Buch ist rundherum ein „echter Thürk“, betreut und herausgegeben vom Militärverlag der DDR.

Es war vor einhundertfünf Jahren in Italien. Da erblickte in der Tischlerwerkstatt von Meister Kirsche ein Bürschchen das Licht der Welt, das schnell die Kinderherzen eroberte: Pinocchio. Was dieser respektlose, unverbesserliche Lausebengel erlebt, welch unglaubliche Abenteuer er zusammen mit den anderen köstlichen Gestalten besteht, das hat den hölzernen Gesellen zu einem Liebling der Kinder und ihrer Eltern gemacht. Carlo Collodis weltberühmtes Buch „Pinocchios Abenteuer“ hat der Aufbau Verlag von Prof. Werner Klemke schön illustrieren lassen und legt es, genau wie ich auch, Groß und Klein ans Herz.

Tschüß!

Eure Bibliothe-kasia

Text: Karin Matthées



Neu bei AMIGA

(LP u. MK) **Heiß drauf – Startschuß 1988**: Die erfolgreichsten Rockgruppen aus der FDJ-Werkstatt Suhl 1988 + **Halt mich – Wolfgang Ziegler**: Die Solo-Karriere eines unserer besten Pop-Liederkomponisten + **Bong-Schlag**: Das Beste aus „bong" vom ersten Halbjahr 1988 + **Pasadena Roof Orchestra**: Nach mehrfachen Gastspielen in der DDR nun die populären Swing- und Big-Band-Titel + **Traumvision – Günther Fischer – Soundtracks**: Filmmusik + **Aber fliegen – Arno Schmidt & Band**: Der Rock-Liedermacher aus der Berliner Szene mit engagierten Texten

POP-Nachrichten

Geburtstagskonzerte bietet am 27. und 28. September **Stern Meissen** im Kulturpalast Dresden. Die vor 25 Jahren von Martin Schreier (ld, dr) gegründete und als eine der produktivsten unseres Landes geltende Rockband gastiert am 24. September mit einer Show beim Talente-Festival in Bregenz (Österreich), wo 1987 Ralf Schmidt „IC" als Sänger der Band den Hauptpreis gewonnen hatte. In diesem Jahr vertritt Petra Zieger die Farben der DDR in Bregenz.

Tina Turner schockte die Pop-Welt: „Ich höre auf! Ich kann meine eigenen Lieder nicht mehr ausstehen", gestand die 48jährige Rock-Lady. Des Superstars neue Pläne: „Mich reizt die Schauspielerei. Ich möchte gern mal eine richtige Gaunerin spielen."

Super Pop 88 gibt es noch bis zum 2. Oktober. Nach Sommerkonzerten in allen Bezirken sind Inka, Bummi, IC, Andreas Bicking, Jürgen Karney, Rosalili, P 16, Stern Meissen und namhafte Gastmusiker vom 10. bis 18. September in Magdeburg, Mücheln, Mühlhausen, Bitterfeld, Buna und Bautzen zu erleben.

Dr. Beatle alias Paul McCartney erhielt für seine herausragenden musikalischen Leistungen die Ehrendoktorwürde der Universität in Sussex, für die er und 15 weitere Persönlichkeiten aus einer 100 Vorschläge umfassenden Liste durch einen Professorenausschuß der Universität ausgewählt worden waren.

Stern Meissen



Odyssee





Inka



Odyssee nennen Wolfgang Witte (ld, voc), Günter Thümmler (bg), Ricco Hädrich (dr), Tobias Hillig (g) und Christian Kusch (keyb) ihre Amateur-Band der Sonderstufe, die durch die FDJ-Bezirksleitung Gera gefördert wird und im Rahmen der VII. FDJ-Werkstatt Tanzmusik bereits einen Sonderpreis erringen konnte. Die Band empfiehlt sich mit melodiebetonter Rockmusik.

Hertz-Schlag mit Frank Jäkel (g), Frank Bartel (keyb), Andreas v.d. Brandt (dr), René Müller (voc) und Wolfgang Betz (bg) sorgen aufwühlend-dynamisch bis softig für aktuelle, tanzbare Rockmusik. Das ulkgeladene, kabarettistisch-theatralische Programm wird mit perfekt abgestimmter Light-Show geboten.

Radio Vatican steigt ins Musikgeschäft ein. In Koproduktion mit einer italienischen Plattenfirma wird der vatikanische Rundfunk CDs klassische Musik auf den Markt bringen, wodurch er sein hohes Finanzdefizit abzubauen gedenkt, das 1986 bei 19,5 Millionen D-Mark lag.

Seit etwa zwei Jahren sind bei Pop-Großereignissen neuartige Lichtaufbauten zu sehen. Interessante, Schmetterlingsflügeln gleichende Lichtkonstruktionen schweben über der Bühne und lassen viele Besucher staunen. Mit Gerd Helinski, der das ausgetüftelt hat, sprach unsere Mitarbeiterin Simone Bär.

Es werde Pop-Licht!

Gerd, für Karat hast du 1982 ein gesamtes Lichtsystem erdacht. Und ich denke an die Konzerte von Elton John, U 2, Uriah Heep, Wishbone Ash und Status Quo, mit denen du auf Tour warst. Undenkbar auch Pop '88 in Karl-Marx-Stadt ohne dich und deine Leute. Gibt es eigentlich Unterschiede im Rock- oder Pop- oder Diskolicht?

Gibt es. Rocklicht muß die inhaltliche Idee der Rockmusik unterstützen, soll die Zuhörer die Texte besser empfinden lassen, also helfen, Haltungen beim Konzertbesucher aufzubauen. Pop hingegen hat immer was mit Show zu tun, und Show kommt von Zeigen. Ohne Licht keine Show, keine emotionale Wirkung. Also gilt es, den Besucher mit unablässig neuen Lichtoperationen zu überraschen, sein Ah! und Oh! hervorzurufen und den Interpreten ins rechte Licht zu rücken, die Bühne poppig zu gestalten. Und in der Disko ist die Tanzlust des Publikums herauszufordern. Dort bestimmt nicht der Interpret das Lichtkonzept, sondern der Diskjockey mit seiner Idee und der Absicht, die Gäste in Stimmung zu versetzen. Mit vielen kleinen, aber wirkungsvollen Lichteffekten ...

... und auch Nebel. Könntest du dir ohne ihn Show-Licht vorstellen?

Schwerlich, denn da wäre ein roter Scheinwerfer beispielsweise nur ein roter Punkt an der Decke. Erst Nebel läßt das Farbenspiel voll zur Wirkung kommen. Denke mal an die Moonflowers oder andere fingerartige Strahler; die sind ohne Nebel nicht erkennbar. Er erst läßt Strahlen und ihre Bewegungen in die Handlung eingreifen und durch ihr rhythmisches oder flächiges Spiel Wirkung erzeugen.

Deine Lichtkonstruktionen sind fast erdrückend, riesige Elemente bewegen sich wie Flügel über den Köpfen ...

Konstruktion aus Traversenelementen, aus denen wir alle nur denkbaren Formen montieren können. Ein Element ist 2,6 Meter lang und besteht aus sechs Teilen. Wir sprechen von fliegenden Konstruktionen, da sie sozusagen kein Bein auf der Erde haben; wir heben die gesamte Last mit speziellen Elektro-Kettenzügen an die Decke.

Der Show sieht man nicht an, was da an Arbeit drinsteckt.

So soll's ja auch sein. Ein Großteil davon hat allerdings mit Licht allein nichts zu tun: Das Exposé lesen und in die Gedanken des Autors hineinfinden, Absprachen mit dem Regisseur, Drehbuchstudium und Suche nach Anhaltspunkten für das, was visuell ausgedrückt werden soll. Es folgen Ortsbesichtigungen und Absprachen mit den Gewerken, der Szenenbildner erläutert mir seine Absichten. Dann gehe ich an den Computer: Der Umfang der Lichtanlage wird berechnet, Hängepunkte werden in den Grundriß des Hauses eingetragen, die Größe der Elektroanschlüsse wird ermittelt. Und danach das Puzzle – der Lichtplan: 90 Mixerkanäle auf 132 Dimmerkanäle aufteilen, mit denen die 389 Scheinwerfer gesteuert werden; jedem Scheinwerfer Mixerkanalnummer, Dimmerkanal und Farbe zuordnen, damit jeder meiner Leute weiß, wo und wie es lang geht, ohne zeitraubende Bastelei.

Was steht im Terminkalender deiner Pop-Licht-Firma?

Unter anderem viele FDJ-Großveranstaltungen und -konzerte. Und das Nationale Jugendfestival zu Pfingsten 1989 in Berlin, wo wir den August-Bebel-Platz ins Licht setzen werden. Mit vielen neuen Ideen, denke ich.

Na dann, Gerd: „The show must go on!"

Gerd Helinski



Stichworte

Varieté: Schaubühne oder Gebäude, zumeist mit eigenem Ensemble (Orchester, Ballett), für wechselnde musikalische, gesangliche, akrobatische und tänzerische Darbietungen

Cabaret: Hervorgegangen aus den ersten literarischen Kabaretts in Paris und heute Bezeichnung für Nachtbars oder mittelgroße Veranstaltungsobjekte mit unterhaltungskünstlerischen Programmen und Tanzmöglichkeiten für das Publikum

Kabarett: Ensemble, Gebäude; Gattung der darstellenden Kunst – das literarische, politisch-literarische, politisch-satirische Kabarett

Tingel-Tangel: Ursprünglich politisch-literarisches Kabarett-Theater gegen Ende des 19. Jahrhunderts, später Bezeichnung für minderwertige Vergnügungslokale und deren Darbietungen

Autogramm-Adressen

Gruppe Hertz-Schlag: A. v.d. Brandt, Akazienweg 29, Frankfurt (Oder), 1200 + **Gruppe Odyssee:** Rudolf Geidel, Karl-Marx-Str. 5, Schmölln, 7420 + **Super Pop 88:** Detlef Seidel, Kalkbergeweg 108, Berlin, 1166 + **Hans-Joachim Stiegler:** Metzer Str. 8, Berlin, 1055 + **Christine Beyer:** Rosenberger Str. 31, Berlin, 1143 + **Hendryk Bruch:** Marzahner Promenade 8, Berlin, 1140 + **Helmar-Federowski-Band mit Jaqueline Boulanger:** Roggensteig 20, Berlin, 1140 + **Mode & Trends Nr. 1:** Bernd Fandrich, Akeleiweg 1, Berlin, 1197

Redaktion: Heinrich Klaus
Bild: Günter Gueffroy (2), Foto-Eichler (1), Herbert Schulze (1)

Zur 13 habe ich seit jeher ein ungebrochenes Verhältnis. Ein Dreizehnter im Monat war für mich stets ein Tag wie jeder andere, selbst wenn er auf einen Freitag fiel und eine schwarze Katze von links nach rechts ... Na, ist ja bekannt. Als ich jedoch vor einiger Zeit in einem Truppenteil der äthiopischen Streitkräfte weilte, wurde meine Position angesichts der erstaunlichen Dinge im Zusammenhang mit der 13 etwas erschüttert.



13 Pfähle für

den Tukul





Altes und Neues dicht beisammen: Tukuls am Rande eines neuerbauten Zentraldorfes (oben). Architekten: Elias und Mebratu.

Ich hatte innerlich leicht gezuckt, als mein Begleiter Leutnant Lemma Belayneh mir die Uhrzeit für unseren Aufbruch am nächsten Tag mitteilte, ein Tag, von dem ich nicht im geringsten ahnte, daß er ein Dreizehnter war. Um drei Uhr sollte der Geländewagen vor der Tür stehen. Na gut, dachte ich, vielleicht ist es da noch schön kühl. Etwas Ungläubiges in meinem Blick mußte Lemma aber doch stutzig gemacht haben, so daß er – wie entschuldigend – nachfragte: „Ist drei Stunden nach Sonnenaufgang zu früh?“ Nun begann es bei mir zu dämmern. Um sechs Uhr geht hier, in Äquatornähe, jeden Tag die Sonne auf. Also wäre um neun Uhr Start. Dann bliebe Zeit bis 18 Uhr, bis zum Sonnenuntergang, und in der 13. Stunde könnte man ... Nein, dann hieße es wieder ein Uhr, aber eben nach Sonnenuntergang, meinte Lemma. Auch gut.

In dem Truppenteil der Landstreitkräfte legt mir Oberst Asnake Yirgu, der Stellvertreter des Kommandeurs für Ausbildung, nahe, ein Fleckchen am Rande des weitläufigen Übungsgeländes bei meiner Visite auf keinen Fall auszulassen. Ich hätte dort die Möglichkeit, Soldaten bei einer besonderen Tätigkeit zu erleben. Nun, wer wäre auf so etwas nicht neugierig?

Mit einem Geländewagen UAZ fahren wir dann auch in eine abseits gelegene Senke. Geschäftiges Treiben ringsum. Aber so ganz speziell militärisch, wie ich das gehofft hatte, will es nicht zugehen. Soldaten in bleichgelben und bananenblattgrünen Drillichuniformen tragen Wurzeln, Bambus, Gras und Äste zusammen. Aufklärung über diese Ameisenbetriebsamkeit gibt mir der Chef dieses Unternehmens, Leutnant Mekuje Tadege. „Wir sind hier dabei, ein Lern- und Freizeitzentrum zu errichten, mit mehreren Tukuls, einem Garten mit unterschiedlichsten Bäumen, Sträuchern und Pflanzen. Hier sollen sich die Soldaten nach anstrengendem Dienst erholen, aber bei sinnvoller Beschäftigung auch etwas dazulernen.“

ሰኔ	June—Jul.				
ሰኞ	7	9	16	23	30
ማክሰ.		10	17	24	1
ረቡዕ		11	18	25	2
ሐሙስ		12	19	26	3
ዓርብ		13	20	27	4
ቅዳሜ		14	21	28	5
እሁድ	8	15	22	29	6

Sechs Quadratzentimeter auf Lemmas Kalender – der Monat Sene

Jeder neue Soldatenjahrgang hinterlasse im Truppenteil auf andere Weise seine Spur bei der Vervollkommnung der Ausbildungsbasis, berichtet Mekuje. Der vorangegangene hatte im Bereich des Schießplatzes schilfgedeckte Hütten errichtet, so daß der Unterricht in einzelnen Lehrstationen nun bei jeder Witterung fortgeführt werden könne. Für solche Initiativen macht sich der Revolutionäre Jugendverband (REYA) stark.

Der Tukul, die für ländliche Gegenden typische, schilfgedeckte Bambushütte, ist für den Bereich dieses militärischen Objektes eigentlich das Untypische. Hier bestimmen zweckmäßige, gemauerte, ebenerdige Gebäude mit Wellblechdächern das Bild. Der geräumige Bau, den Mekujes Soldaten errichten, hat zwei Architekten: die Soldaten Elias Lacko und Mebratu Tekle. Beide haben Bautischler gelernt und praktische Erfahrungen im Tukulbau schon in ihren Dörfern sammeln können. Sie leiten das Baustellengeschehen und haben vielen ihrer Genossen schon Einblick in dieses Gewerk verschafft. Das sei, so Leutnant Mekuje, eine zweite Absicht der REYA-Aktion. Die Soldaten sollen handwerkliche Fertigkeiten erlernen, denn Tukuls werden im Lande noch lange das Bild prägen, auch wenn die staat-

lich geförderten, neu angelegten Zentraldörfer schon vielerorts ein freundlicheres Bild bieten. Jüngsten Erhebungen zufolge, entstanden allein zwischen 1984 und 1986 fast 70 000 Dörfer, für die u. a. 900 000 strohgedeckte Hütten gebaut werden mußten. Nur durch eine solche Konzentration der Landbevölkerung – zwei Drittel der Bauern leben immer noch in Einzelanwesen, davon 90 Prozent über 15 Kilometer von der nächsten Straße entfernt, nur sechs Prozent mit sauberem Trinkwasser – ist es möglich, bessere Lebensbedingungen, Bildung und medizinische Fürsorge zu gewährleisten. Wenn in speziellen Aktionen Tausende Äthiopier in Anbau- und Erntemethoden, Viehzucht, Handhabung von Maschinen u. a. unterwiesen werden, so leisten die Streitkräfte des Landes auch dazu ihren Beitrag. Von den Soldaten wird so mancher nach seinen zwei Jahren Wehrdienst bei Rückkehr in sein Dorf sagen können, daß er nicht nur mit der Maschinenpistole umzugehen lernte, sondern auch mit der Maurerkelle oder als Zimmermann mit Bambus und Holz, mit Säge und Machete.

Mit nichts kann man kein Haus bauen, heißt es. Das stimmt. Doch Mekujes Soldaten schaffen es fast aus dem Nichts. Darin hat ja der Tukulbau seinen Ursprung und seinen Bestand. Alles Baumaterial entstammt der unmittelbaren Umgebung. Das Gras, von dem einige hundert, etwa zehn Zentimeter dicke Bündel gewunden werden, soll ein dichtes Dach ergeben. Ich klettere über eine schwankende, zusammengebundene „Leiter" zu den zwei dachdeckenden Soldaten etwa fünf Meter hinauf. Es ist ein Trittgefühl hier oben wie auf Sumpfboden. Aber nicht bei einem einzigen Schritt rutsche ich ins Nichts. Das Baugeschehen ist gut zu überblicken. Ich sehe Soldaten, die niedrige Zäune aus gespaltenem Bambus als künftige Wegegrenzen oder als Einfassung für Pflanzen flechten. Diese Zäune tragen sich selbst durch die Spannkraft des gebogenen Bambus. Den Shembeko, wie er hier genannt wird, zu spalten, ist eine kraftaufwendige Arbeit. Wieder auf festem Boden, lasse ich mir das zeigen. Ein Soldat schneidet die Bambusstangen mit einer Machete am dünnen Ende ein und reißt sie dann zum dicken Ende hin auseinander. Als ich mit zufassen will, warnt er mich vor den Kanten der so gewonnenen Halbrundhölzer. Ich probiere: Sie sind rasierklingenscharf.

Vergleiche ich den Bau mit bereits fertiggestellten grasgedeckten Häuschen, so übertrifft der neue Tukul alle an Größe und Gestaltung. Gegenüber den seit Menschengedenken im Lande üblichen Hütten, für Mensch und Tier oftmals zugleich Bleibe, ist er fast ein Palast. Der Mühe, einen Tukul zu verzieren, unterzieht man sich ansonsten kaum. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Wer Bambus oder Holz mit selbstgefertigten Werkzeugen sägen oder spalten muß, der weiß mit jedem Stück, was er getan hat. Viel ist auf diesem Gebiet gegen die feudale Rückständigkeit, Erbgut des 1974 zerschlagenen Kaiserreiches, noch zu tun. Aber ein Wandel für menschenwürdigere Behausungen ist seitdem auf dem Lande in Gang geraten, denn dort lebt immerhin der überwiegende Teil des 42-Millionen-Volkes der Volksdemokratischen Republik Äthiopien.

Soldat Mebrate arbeitet an der Fensterverzierung. Ihn frage ich, wielange schon an diesem schmucken Tukul gebaut wird. Das Lob aus fremdem Munde bereitet ihm offensichtlich Genugtuung. „Knapp zwei Monate", sagt er, „weil wir ja immer nur in der Freizeit wenige Stunden arbeiten können. Ausbildungszeit gibt es dafür nicht." Jedes Fensterfeld wird von zwei dicken Stämmen gerahmt. Ich zähle. Zwölf dicke,





Der UAZ ohne Verdeck hat unter afrikanischer Sonne einen Vor-, bei tropischem Regenguß allerdings auch einen kleinen Nachteil!

ins Erdreich eingegrabene Pfähle bilden sozusagen das Fundament. Ach so, und nicht zu vergessen die Stützen in der Mitte. 13 – sicher ein Zufall, denke ich, aber Mebrate, dem meine Bestandsaufnahme nicht entgangen ist, erklärt: „Wir haben dreizehn Pfähle genommen – für jeden Monat einen."

Nun ist das Staunen an mir, und ich bitte Lemma, mir Näheres darüber zu sagen, worüber ich schon kurz gelesen hatte. Lemma weiht mich in das äthiopische Kalendarium ein, das dem unsrigen um 7 Jahre, 11 Monate und 11 Tage „hinterher" ist. Demzufolge beginnt am 1. Meskerem (bei uns der 11. September) ein neues Jahr. Jeder Monat zählt glatte 30 Tage, mit Ausnahme des Pagume, des 13., für den letztlich nur noch fünf bzw. sechs Resttage übrigbleiben. Was haben wir denn dann heute, am 19. Juni, für einen Tag? Lemma zückt einen amharisch-englischen Taschenkalender und zeigt es mir. Da steht blau auf weiß: 19. Juni gleich 13. Sene!

Das kann mich aber nicht davon abhalten, Leutnant Mekuje kurz vor Einbruch der Dunkelheit in einen besonders feuchten Winkel des Parks zu folgen, in einen musterhaften Garten. Muster auch deshalb, weil hier auf kleinen Beeten Versuche mit landwirtschaftlichen Kulturen gestartet worden sind, auch manchen, die bislang landesunüblich sind. Die Größe des Gemüses und des Beerenobstes vermittelt mir ein Bild, was dem Boden abgerungen werden kann – wenn genügend Feuchtigkeit vorhanden ist. Alles ein, zwei Nummern größer als mir bekannt: Weiß- und Blumenkohl, Gurken und Tomaten, Kartoffeln und Möhren, Buschbohnen und Zwiebeln, Mais und Kürbis, Paprika und Kohlrabi, Erd- und Stachelbeeren ...

Der Mustergarten steht in seiner ersten Saison, eine Erweiterung ist vorgesehen. Der Erfolg hat Mut gemacht, bei der Selbstversorgung mit landwirtschaftlichen Produkten weiter auszuschreiten. Leutnant Mekujes Versuchsgartenerfolg gibt den in seiner Einheit laut gewordenen Stimmen wieder einmal recht, die sagten: Den Garten kriegt der schon in den Griff. Der junge Kompaniechef genießt nämlich einen schwer zu überbietenden Ruf. Er ist mehrfacher Sieger im Wettbewerb der Offiziere, denn er hat mit seinem militärischen Kollektiv die besten Ergebnisse in der Exerzier-, Schieß-, Sturmbahn- und Politausbildung erzielt, erfahre ich. Mekuje sieht sehr nüchtern, wo die Ursachen für seine Erfolge – hier wie da – liegen: „Viel arbeiten, sonst wird nichts!" Es ist ihm offenbar unangenehm, seine Person so in den Mittelpunkt gestellt zu sehen. Daß er Mitglied der Arbeiterpartei Äthiopiens ist, das müsse sein, meint er bescheiden. Wie soll sich sonst das Richtige, Neue, Gute, aber Schwere für das Volk durchsetzen?

Am nächsten Tag überrascht mich Leutnant Lemma mit einem Poster. Es zeigt eine typisch äthiopische Berglandschaft mit traditionellen Tukuls und der Aufschrift: 13 month's of sunshine. Bei meinem Aufenthalt hatte ich Sonnenschein – und Regen. Es war ja Regenzeit. Wenn ich nun, 1988, Zeitungsberichte über das Land am Horn von Afrika lese, dann wünsche ich dem schwergeprüften Volk der Volksdemokratischen Republik Äthiopien, 13 Jahre und 13 Monate nach Beginn der neuen Zeitrechnung möge ein bißchen weniger Sonne das Land ausdörren und die Ernte auf dem Halm verbrennen lassen. Hauptsache, das Jahr bringt ausreichend Nahrung für groß und klein in den Tukuls.

Text und Bild:
Oberstleutnant Bernd Schilling



Fortsetzung von Seite 25

arrangieren. Wenn die eine, der Witterung gemäß, mal Bluse, mal Pullover, mal Rock, mal Hose mit charmantem Selbstbewußtsein vorführte, hielt die andere mit der gerade noch durch einen Knopf und also einsichtig genug gehaltenen Berufskleidung dagegen. Wenn die eine – immer wieder sei es betont – zufällig ihre eigenen Beine ins Sichtfeld des Leutnants rückte, konterte die andere – natürlich genau so zufällig – mit einem leckeren Hühner- oder Eisbein. Leutnant Strohbach dachte nicht daran, den Blick in diesem oder jenem Falle abzuwenden. Er ließ seine Augen, fast könnte man sagen, spazierengehen über all diese Herrlichkeiten. Das offenkundige Interesse, dieses, wenn auch undifferenzierte, Verhalten mußte geradezu Verwicklungen heraufbeschwören, die nun an jenem erwähnten Feiertag dem Höhepunkt zustrebten und geradezu nach einer Lösung riefen. Um so mehr, als es – dergleichen Wettbewerbe bleiben selten unbemerkt – schon Parteien gab, die sich nach A oder B einordneten. Dem Leutnant Strohbach wurde allerdings in vielen Fällen von vornherein die Rolle des hypnotisierten Kaninchens zugewiesen. Bildlich gesprochen. Was nicht assoziieren soll, daß es sich um den Wettbewerb zweier Schlangen handelte. Obwohl die Vorbereitungen von Anne und Bettine, soweit sie das Arrangement der Häute betrafen, durchaus Parallelen zuließen. Beide hatten sich, nicht zu Unrecht auf ihr Grundkapital vertrauend, sehr freigiebig und irgendwie schlangengleich gewandet. Mattgrauer, knie- und schulterfreier Brokat von Anne wurde gekontert mit knöchellangem, tiefausgeschnittenem beigefarbnen Seidenkleid. Eine Patt-Situation, wenn man dem Geraune der übrigen anwesenden und gezwungenermaßen neutralen Damen Glauben schenken durfte. Strohbach würde also das Zünglein an der Waage selbst finden oder erfinden müssen. Strohbach, der in seiner festtäglichen Leutnantsuniform ganz in der Nähe der wohlgerüsteten Parteien saß, würde es nicht leicht haben, fand man. Ein moderner Paris. Leutnant Paris.

Von oben gesehen ließ sich die Situation durchaus mit einem gleichseitigen Dreieck beschreiben. Zwei Endpunkte gekennzeichnet durch A und B, der dritte durch Strohbach. Aber so einen übersichtlichen Platz hatte nicht mal der Chef des Hauses. Und so wurde die Parallele zum Bermuda-Dreieck erst augenfällig, als Strohbach, immerhin wohl schon eine Rangfolge setzend, zuerst mit Anne, dann mit Bettine die nach dem Pflichtschmaus freigegebene Tanzfläche betrat. Hie schlangengleiche Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, da beseligtes Schwelgen im Walzertakt; hie rockige Hingerissenheit zu ekstatischem Rhythmus, da nun auch Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, harmonisch und fußlang vollendet umwallt von Seide. Wiederum das Patt!

Was wird nun?

Strohbach, das Waagenzünglein, begann infolge der unvermuteten Schwierigkeiten zu transpirieren. Ihm blieb versagt, was alle Frauen der Welt periodisch von der Seite des Geliebten reißt: Die Restauration der Attraktivität. Dafür blieb der Glanz der Epauletten und Effekten. Diese Sicherheit muß den guten Strohbach denn wohl letztendlich verwegen gemacht haben. In den nächsten Tanzrunden war er so kühn, sowohl der einen wie der anderen Partnerin Beschwörendes zuzuraunen. Man bemerkte es, wie man das Erröten der Damen registrierte. Der Strohbach, dieser erotische Vielfraß, entpuppte der sich als Strolch in Herzensangelegenheiten? Machte der etwa erst der Anne und dann der Bettine Avancen und Annoncen? Ließ er nicht die durchaus geladenen Blicke der Damen aufeinander zu schwärmerischem Augenaufschlag verkümmern, wenn er sich selbst in die Kampfzone warf, als Kondensator sozusagen? Daß er von Zeit zu Zeit umständlich das Fortschreiten des Festes an einer altertümlichen Taschenuhr ablas, machte den Ausgang des Abenteuers immer pikanter.

Wie würde er sich entscheiden? Wie die Damen A und B?

Vielleicht sollte man es an den berühmten Knöpfen abzählen? Worauf der Mensch kommt, wenn er derart gefoltert wird von seiner Neugier!

Dann war das Dreieck plötzlich verschwunden! Weg, alle drei! Wo, um Himmels Willen, wo waren Anne, Bettine und der Leutnant? Unerträgliche Spannung breitete sich aus. Unwillkürlich lauschte man auf das Ertönen von rettenden Sondersignalen.

Nichts!

Selbst die Ventilfunktion der Gerüchte versagte. Einige wollten den Leutnant mit einer dritten, völlig unbekannten Frauensperson gesehen haben, andere berichteten von Kampfgetümmel in der Damentoilette. Vorerst völlig unbeachtet blieb die Mitteilung, daß Strohbach, an jedem Arm eine der Damen, infolge des Einflusses von Alkohol und frischer Nachtluft strauchelnd und deshalb sorgsam geleitet, in Richtung des Ledigenwohnheims enteilt sei.

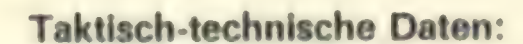
Man weiß nicht, was der Leutnant den Damen Anne und Bettine während des Tanzes zuflüsterte, wie er sie – und was er sich ansah aus der Nähe; was er fühlte. Man weiß auch nicht – und das wiegt viel schwerer – auf welcher Basis die reisigen Damen ihre Kriegsbeile begruben und wie lange diese Waffenruhe andauern wird. Unruhe bereitet auch, daß man nicht einmal ahnen kann, wie lange der Leutnant die selbstgewählte Funktion eines Friedensstifters psychisch und physisch durchhalten wird.

Fest steht, daß aus einem Dreieckskonflikt ein Drei-Personen-Stück wurde. Es spielt in den Kulissen des Ledigenheims. Und man darf sehr gespannt sein, welche Dramaturgie letztendlich die Oberhand gewinnen wird, die private oder die staatliche.

AR 9/88 TYPENBLATT RAKETENWAFFEN

Fla-Raketensystem „Rapier" (Großbritannien)





Taktisch-technische Daten:

Startmasse	43,5 kg
Länge	2,24 m
Durchmesser	0,13 m
Flügelspannweite	0,38 m
Höchstgeschwindigkeit	650 m/s
Abfangentfernung	0,5–5 km
Abfanghöhe	0,03–3,6 km
Zielgeschwindigkeit	bis 360 m/s

Mit dem von der britischen Rüstungsindustrie entwickelten Fla-Raketensystem „Rapier" sind die Landstreitkräfte Großbritanniens ausgerüstet. Auf einem Kettenfahrgestell sind Abschußvorrichtung und Waffenleitanlage untergebracht. Insgesamt zehn Nebelwurfbecher können zur Selbsttarnung des Systems eingesetzt werden. Als Lenkverfahren für die Rakete geringer Reichweite kommt die Funkkommandolenkung zur Anwendung.

AR 9/88 TYPENBLATT SCHÜTZENWAFFEN

Granatgewehr M-203 (USA)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	40 mm
Masse mit Granate	2,77 kg
Höchsteinsatzschußweite	
auf Flächenziele	350 m
auf Punktziele	150 m
Mündungsgeschwindigkeit	71 m/s

Strukturmäßig gibt es in einer Schützengruppe der US Army zwei Sturmgewehre M-16 mit dem angeflanschten Granatgewehr M-203. Eine Besonderheit dieser Waffe ist das Hochdruck-Niederdruck-System. Innerhalb der Patronenhülse ist ein eigener Verbrennungsraum, aus dem der beim Abschuß entstehende hohe Druck durch Öffnungen in die eigentliche Hülse entweicht. Dadurch entsteht in der Waffe selbst nur ein relativ geringer Gasdruck. Die verschiedenen Munitionsarten des Granatgewehrs haben Geschoßmassen von 175 bis 180 Gramm und eine Anfangsgeschwindigkeit von 75 Meter in der Sekunde. Das Sturmgewehr M-16 mit dem Granatgewehr M-203 kann für die Abgabe präziser Einzelschüsse und Feuerstöße sowie zum Verschießen von Sprenggranaten eingesetzt werden.

AR 9/88	TYPENBLATT	KRAFTFAHRZEUGE

Geländewagen M 998 „Hummer" (USA)



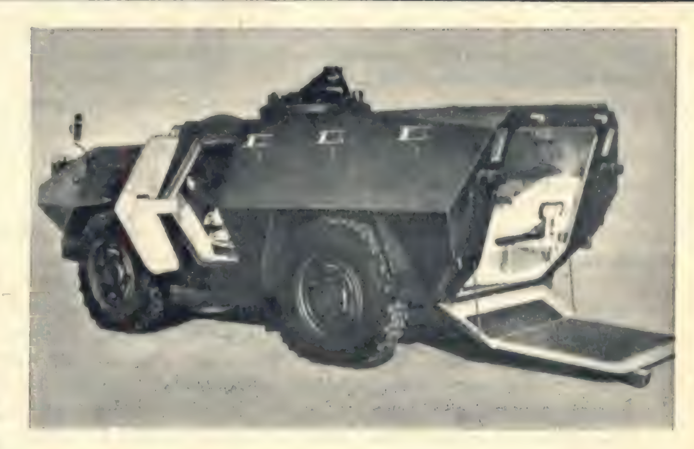
Taktisch-technische Daten:

Leermasse	2295 kg
Nutzmasse	1134 kg
Anhängemasse	1542 kg
Länge	4570 mm
Breite	2150 mm
Höhe	1750 mm
Bodenfreiheit	406 mm
Wendekreis	14,6 m
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung	97 kW bei 3600 U/min
Antriebsformel	4 × 4
Höchstgeschwindigkeit	105 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	560 mm
Watfähigkeit	760 mm
Fahrbereich	565 km

1987 begann die Auslieferung des geländegängigen Kraftfahrzeuges „Hummer" an die USA-Streitkräfte, die insgesamt über 50000 dieser Fahrzeuge erhalten sollen. Vorgesehen sind sie für den Einsatz als Waffenträger, Sanitätsfahrzeuge und für den Personentransport. Die Besatzung ist in Wannen beiderseits des Getriebes untergebracht.

AR 9/88	TYPENBLATT	Panzerfahrzeuge

Schützenpanzerwagen Fiat 6614 (Italien)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	8,5 t
Länge	5860 mm
Breite	2500 mm
Höhe	2180 mm
Bodenfreiheit	370 mm
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung	110 kW
Antriebsformel	4 × 4
Höchstgeschwindigkeit	100 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	400 mm
Fahrbereich	700 km
Bewaffnung	1 MG 12,7 mm
Besatzung	1 + 10 Mann

Der SPW Fiat 6614 ist schwimmfähig. Seine Wanne besteht aus Aluminiumlegierungen. Sie besitzt seitliche Schießluken und eine Hecktür. Das Maschinengewehr ist auf einem Drehkranz montiert.

Bolderians Prinzip

Erzählung von Manfred Weinert

Er saß im Zug und fluchte insgeheim. Ihm nichts davon zu sagen! Solch eine verkehrte Rücksichtnahme! In welche Lage hatte Ilona ihn gebracht? Sie kannte ihn seit sieben Jahren, lebte mit ihm seit fünf, und sie wußte doch, wie er es haßte, sich entschuldigen zu müssen.

Von kleinauf an haßte er solches. Für jedes unbedachte Wort, für jedes Zappeln am Tisch hatte er sich entschuldigen müssen, beim Vater für dieses, bei der Mutter für jenes, und hatte einer von ihnen gemeint, es sei einmal zu unrecht gefordert worden, so war vom anderen zu hören gewesen: Einmal mehr könne nicht schaden! Sogar, wenn er die Eltern mit einer Zensur nicht zufriedengestellt hatte. Entschuldigt bitte. Bitte entschuldigt, entschuldigen Sie. Entschuldigen Sie, bitte. Bitte!

Diese Sätze hatten ihm Alpträume beschert, und der grausamste war gewesen, wenn die Buchstaben der Worte ihm zu spitzen Messern wurden, die auf seiner Brust tanzten und forderten: Was sollst du sagen? Wie heißt es, wenn dir etwas passiert ist? Als er dreizehn, vierzehn Jahre alt gewesen war, hatte er darum geschworen, später einmal so zu leben, daß er sich niemals entschuldigen müßte, und er hatte solches zuvor bereits probiert, wieder und wieder probiert gehabt, und sollte er deshalb nicht alles Erhoffte im Leben erreichen, so würde er nicht einmal selbst um Verzeihung bitten, und eigentlich wollte er nur eines erreichen, sich nie entschuldigen zu müssen.

Nun saß er im Zug, und Ilona hatte ihn gezwungen, bei ihr um Vergebung nachzusuchen, sie zu bitten also, ihm die häßlichen Worte im letzten Kurzurlaub zu verzeihen. Bis zur Einberufung war ihm nicht aufgefallen, wie blaß, wie hager sie geworden war. Bis zur Abfahrt in die Kaserne hatte er Ilona jeden Tag vor Augen gehabt, war er, wie sie, früh aus dem Haus gegangen, hatte er, wie sie, die Kinder fortgeschafft, er den Jungen, sie das Mädchen, und abends war es ihm nicht immer möglich gewesen, pünktlich Feierabend zu machen. Dann war er zumeist müde, war sein Blick für sie flüchtig gewesen, und mitunter hatte ihn der Ärger über die Kupplung oder über irgendeine Schererei wegen einer Fracht brummig sein lassen. Gewiß, hin und wieder war er verdutzt fragend auf Ilona zugegangen. Doch er hatte sie dann lächeln sehen und nicht bemerkt, wie sie litt, und sie mußte gelitten haben, das schien ihr tägliches Beisammensein verschuldet zu haben. Es hatte ihn für schleichende Veränderungen blind gemacht.

Wochen später jedoch, im ersten Kurzurlaub nach der Grundausbildung, hatte das Entsetztsein ihn dann zornig werden lassen. Er war nach dem wochenlangen Fortsein mit der Erinnerung an Ilona heimgekommen, sie sei ihm eine blutvolle, kräftige Frau, mit der Lust zu leben, mit dem Hunger nach Liebe. Er hatte während der Wochen ohne sie gemeint, sei wäre ihm noch jene, die gleich ihm einst vom Zehnmeterbrett gesprungen war, die er im Wasser beim Tauchen hatte küssen dürfen, und die im Gras auf der Insel geflüstert hatte: Na, was ist? Nun zier dich nicht so.

Die Kinder waren ihm im Flur der Wohnung entgegengelärmt. Ilona hatte er kraftlos und bleich in der Küche sitzen sehen, und weil er ge-



dacht hatte, sie habe sich seinetwegen so verzehrt, glaubte er, seiner Empörung darüber zu Recht, wenn auch verhalten, Luft machen zu dürfen.

„Sag' mal, spinnst du? Nur weil ich nicht mehr jeden Tag bei dir sein kann? Ich freue mich auf dich, und wen finde ich vor?"

Sie hatte zu weinen angefangen, und das haßte er nicht minder. Zu oft hatte seine Mutter gemeint, mit ihrem Weinen den Vater gegen ihn aufbringen zu müssen, einmal sogar, als er, der Achtjährige, die Eisbahn auf der Schulmappe herunter gerutscht war. Als er sich deswegen bei der Mutter entschuldigt und sie das angenommen hatte, war er gezwungen gewesen, sich dafür noch zu bedanken. Immer hatte er sich bedanken müssen, für jedes Verzeihen. Also suchte er dem aus dem Wege zu gehen. Darum wäre er beim letzten Kurzurlaub, nach dem ersten Worteschwall, am liebsten in die nahe Eckkneipe geflüchtet. Doch es gehörte zu seinem Prinzip, korrekt zu leben, und sich in Uniform zu betrinken, wäre ebenso unkorrekt gewesen wie der Tausch der Uniform gegen sein ziviles Zeug. Außerdem waren die Kinder ihm nicht von der Seite gewichen.

Ilona hatte geweint. Er hatte die zwei zu Bett gebracht und ihnen dann vom Soldaten Baldrian erzählt. So wurde er in der Kaserne gerufen. Baldrian statt Bolderian, und das vermutlich auch, weil er mit nichts so leicht aus der Ruhe zu bringen war. Darum hatte er schließlich geseufzt, Ilona aus der Küche ins Schlafzimmer getragen, und die Erinnerungen an ihr wildes Lieben einst waren seiner neuen Wildheit eine Peitsche gewesen. Jeder Hieb hatte geschmerzt, und erneut war er zornig geworden. Er hatte die apathische Ilona sogar von sich geschubst.

War ihm der Urlaub bei der Heimfahrt viel zu kurz vorgekommen, so hatte Bolderian am nächsten Morgen bereits gemeint, das Fortsein von der Kaserne wolle für ihn nicht enden, und er dachte nicht daran, sich für irgend etwas bei Ilona zu entschuldigen. Eher hatte ihn wütend gemacht, daß er tatsächlich froh war, wieder von Zuhause fortzukönnen, und beinah hätte dieser Schmerz ihn dazu verführt, von dem Schnaps zu trinken, der im Zug von anderen herumgereicht worden war. Ilona aber hatte ihm nicht einmal beim Abschiednehmen etwas anzudeuten gewagt.

Nach Tagen dann das Telegramm des Chefarztes: Operation geglückt. Ihre Frau ist wohlauf. Ihre Kinder sind bei Ihrer Mutter!

„Sonderurlaub?" hatte der Oberleutnant gefragt und nochmals das Telegramm gelesen. „Ihrer Frau geht's gut. Ihre Kinder sind versorgt. Wir stecken mitten im Lehrgang. Noch drei Tage, dann haben Sie es geschafft, und Sie wollen doch auf die schwere Technik. Ich will versuchen, daß wir bei der Fahrprüfung durch Ihre Stadt kommen. Versprechen kann ich nichts, wie ich nicht versprechen kann, daß

mein Leitfahrzeug ausgerechnet vor dem Krankenhaus Panne haben wird. Das könnte aber möglich sein. Doch jetzt weggetreten und weitermachen!"

Wieder hinterm Lenkrad, war er auch von den Bildern gepeinigt worden, wie seine Mutter streng vor seinen Kindern steht, und er hatte seinen beiden niemals ein „Entschuldige!" abverlangt. Er war sogar fröstelnd zusammengezuckt, als der Junge, nachdem er unachtsam am Tisch seine Tasse umgestoßen gehabt, plötzlich geflüstert hatte: „Entschuldigt bitte!" Er hatte an sich halten müssen, um dem Fünfjährigen solches nicht zu untersagen, und er hatte vor Tagen seine Hände ums Lenkrad gepreßt, als er sich vorstellte, wie seine Mutter vor seinen Kindern stehen und von ihnen aus irgendeinem Grunde ein „Entschuldige!" fordern könnte.

Dann hatte er doch bis zum Krankenhaus vordringen dürfen, aber nichts zu sagen gewußt. Wieder hatte Ilona nur geweint, leise diesmal, als sei alles in ihr mit Tränen übervoll. Schniefend hatte sie die Zudecke bis zu den Schenkeln herabgezogen und ihm angedeutet, wie breit sie aufgeschnitten worden sei. Dort unten und in solcher Breite? Warum? Doch nicht etwa Krebs? Nie hatte Bolderian hören wollen, was der Gynäkologe zu Ilona gesagt hatte, wenn sie zu einer Untersuchung gewesen war. Diese Intimbereiche genierten Bolderian, und wie er Witze darüber verabscheute, so auch die Gespräche darüber, und er hatte im Zimmer des Chefarztes dann mit hochroten Ohren zugehört.

„Sie sollten froh sein, daß Sie zwei Kinder haben!"

Nur diesen Satz hatte sich Bolderian gemerkt. Alle anderen waren rasch verdrängt worden. Er hatte sie so erfolgreich verdrängen können, daß er nun im Zug nur den einen noch wußte, und er wußte, er mußte sich bei Ilona entschuldigen. Der Lehrgang war beendet, die Prüfung bestanden. Bolderian würde auch im Wehrdienst aufs Gaspedal treten, und übermorgen sollte Ilona aus dem Krankenhaus entlassen werden. Verlängerter Kurzurlaub, und kaum in der Stadt angekommen, telefonierte Bolderian mit seiner Mutter, die auf der Insel im Norden wohnte. „Und ob ich die Kinder haben will!" sagte er beherrscht. „Morgen schon! Wenn Ilona übermorgen 'rauskommt, dann soll sie ..."

„Sie wird froh sein, wenn sie sich noch nicht um die Kinder kümmern muß", behauptete seine Mutter.

„Ich rufe dich in einer Stunde wieder an", verkündete er bestimmt und legte auf.

Die Kinder! dachte er. Morgen schon! Es waren seine Kinder, und sie sollten sich keinen Tag länger von seiner Mutter gefoltert fühlen. Sie waren ihm jetzt weit mehr als zuvor seine Kinder. Er würde mit Ilona kein drittes mehr haben können, und er dachte es sich auch als Überraschung für seine Frau, wenn er sie übermorgen aus dem Krankenhaus abholte und im Taxi dann die Kinder säßen. Darum telefonierte er mit der Krankenhausstation. Er ließ Ilona ausrichten, daß sie sich um nichts zu kümmern brauche. Er sei zur Stelle. Ilona sprechen wollte er nicht. Er wollte den Moment hinausschieben, in dem er sich zu dem Satz durchringen müßte, den zu denken ihm bereits widerstrebte.

Doch würde sie wissen, daß auf ihn Verlaß sei, und so liebte er es. So liebte er sich. Korrekt leben, zuverlässig sein, und wenn nötig, würde er die Kinder seiner Mutter entreißen. Mit ihrer Macht über ihn war es vorbei. Sie hatte ihm die zwei morgen zu bringen, oder ...

„Ich will sie sehen", bat er am Telefon. „Ich habe nur die paar Stunden morgen und übermorgen. Am Tage darauf muß ich nachmittags wieder fort. Ich will, daß zu mir morgen die Kinder ..." Zwar nahm er hin, daß sich die Mutter am anderen Ende der Leitung echauffierte, doch beeindruckte ihn das nicht. „Ich Ilona gegenüber herzlos, ich? Du bist herzlos, bist es schon immer gewesen. Dann werde ich morgen meine Zwei holen! Ich erwarte, daß sie reisefertig sind!" Er knallte den Hörer nicht auf. Er legte ihn so verzögert ab, als hoffe er noch, daß bei ihm ein „Na gut!" ankomme.

Minuten später erst begriff er, daß ihm die Dienstvorschrift zwar erlaubt, den Urlaubsort zu verlassen, er aber binnen 24 Stunden unter der auf dem Urlaubsschein angegebenen Adresse erreichbar sein muß. Dem zu entsprechen, ließen die umständlichen Fahrverbindungen nach dem Ort seiner Kindheit nicht zu. Fernbahn, Kleinbahn, Omnibus, und das am Wochenende. Diese Mühsal kannte er zur Genüge. Selbst wenn er sich mit dem nächsten Zug auf den Weg machte, wäre er mit den Kindern nicht vor Mitternacht des nächsten Tages zurück, reibungslose Anschlüsse vorausgesetzt. Er sah auf seine Uhr. Fünf Minuten nach halbacht. Sich mit dem Diensthabenden des Wehrkreiskommandos ins Einvernehmen zu setzen, brächte ihn in Zeitnot. Noch mußte er vor Abfahrt des Zuges auf einen Sprung in die Wohnung.

Dort angelangt, sah er, daß Ilona gründlich saubergemacht hatte, bevor sie ins Krankenhaus gegangen war. Sogar die schmutzige Wäsche war beiseitegeschafft worden. Er goß rasch die Blumen und grübelte, kämpfte wider die Abmachung, mit sich stets korrekt vorgehen zu wollen. Nur hatte er etwas zugesichert, und das einzuhalten, schien ihm nicht minder korrekt! Die Kinder freuten sich gewiß auf morgen. Sie würden gerannt kommen, würden während der Bahnfahrt auf seinen Schenkeln sitzen, würden Geschichten hören wollen vom Soldaten Baldrian. Vom Soldaten Baldrian?

Nie und nimmer durfte er in Uniform fahren. Ging er nicht so allen Zufällen der langen Reise, möglichen Fragen, die sich bei einem unfreiwilligen Aufenthalt fern seines eigentlichen Urlaubsortes ergeben könnten, am besten aus dem Wege? Ein junger Mann in Zivil mit zwei Kindern auf dem Schoß würde von einer Armeestreife vermutlich kaum kontrolliert. Zwei Verstöße in einem? Der Kinder wegen? Dunkel erst erahnte Bolderian, daß dies alles ihm aus seinem Prinzip erwuchs. Er erfaßte noch nicht, warum das so war. Er spürte nur den Zwiespalt, in dem er steckte. Etwas eigentlich nicht wollen, es nun aber müssen, weil er nicht mehr anders konnte. Und die Kinder wiederum unbedingt haben wol-

len, war ebenso keine Rechtfertigung, wie es ihm dennoch eine zu sein schien. Und wenn er noch einmal mit der Mutter telefonierte und ihr sagte ... Er und die Kinder enttäuschen? Er und sich bei seiner Mutter entschuldigen? Niemals! Also aus Prinzip gegen sein Prinzip, und er redete sich ein, auch Ilona wolle die Kinder um sich haben, nun erst recht, schon als Trost, wider alle möglichen Grübeleien, wie geschwächt Ilona vermutlich wäre. Er ging zum Bahnhof, und er war in Jeans und im Parka. Doch fühlte er sich, als reise er in gestohlenen Sachen. Den Schaffner interessierte nur die Fahrkarte. Einen Ausweis wollte keiner sehen, und endlich im Ort seiner Kindheit, hatte es Bolderian eilig. Nun hatte er die Kinder, dazu zwei Reisetaschen und eine Puppe und Bilderbücher. Doch fragte der Fünfjährige wieder und wieder: „Bist du denn kein Soldat mehr, Vati?"

„Pst", machte Bolderian und bekam seine knallroten Ohren. „Vati hat Urlaub, stimmt's, Vati", plapperte die Dreijährige, was er dem Jungen zu erklären suchte.

„Und deine Uniform, Vati?"

„Junge, bitte? Sieh mal dort, dort sind Pferde."

Der Zug hielt. Ins Nebenabteil setzte sich ein Mittfünfziger, und es dauerte, bis Bolderian zu bangen aufhörte, daß der Junge in seinem Stolz auf den Soldaten Baldrian dem fremden Mann verriet, wer dieser Soldat sei. Abermals kam der Schaffner.

„Sie sind zugestiegen?" fragte er den fremden Mann.

„Ich? Überhaupt nicht. Ich habe bis eben ... Sie haben mich bereits ... Ich denke nicht daran, Ihnen die Fahrkarte zweimal zu zeigen!"

„Auf Verlangen so oft, wie es erforderlich ist", behauptete der junge Schaffner.

„Ich mich von Ihnen schikanieren lassen?" erregte sich der Mittfünfziger.

Bolderian hob die Kinder auf seine Schenkel und versuchte, sie von dem Wortgefecht nebenan abzulenken, versuchte vor allem, sich abzulenken und sich so herauszuhalten. Der Mann nebenan schien keine Fahrkarte zu haben. Er weigerte sich, seinen Personalausweis zu zeigen, und der junge Schaffner eilte hinweg. Der Fremde rannte den Gang entgegengesetzt entlang. Bolderian atmete auf. Was immer nun zwischen Zugpersonal und fremdem Mann sein würde, er schien nichts damit zu tun zu haben.

„Der Mann war böse", sagte die Dreijährige.

„Ein Verbrecher, stimmt's, Vati. Ein Verbrecher?" ereiferte sich der Junge.

„Wo ist der Mann hin?" wurde Bolderian vom Schaffner gefragt, der nicht allein war. Mit ihm waren der Zugführer und ein Transportpolizist.

„Ich weiß nicht. Ich hatte mit den Kindern ... Ich habe wirklich nicht ..."

„Der böse Mann!" entfuhr es der Dreijährigen.

„Aber Vati, der Verbrecher! Du weißt doch, der Verbrecher dort!" Der Junge zeigte ins Nebenabteil. Schaffner und Zugführer und Transportpolizist eilten hinter dem Flüchtigen her, und abermals atmete Bolderian auf. Der Fünfjährige glitt vom Schenkel und sah den Uniformierten hinterher.

„Du hast gesagt, du bist als Soldat gegen die Bösen", erinnerte er seinen Vater.

„Der Mann war böse", wiederholte das Mädchen.

„Der Mann hatte doch bloß keine Fahrkarte", suchte sich Bolderian vor seinen Kindern zu rechtfertigen, und er schilderte ihnen, was der Fremde hätte machen müssen. Doch verstummte er. Die Reaktion des Jungen verriet ihm, daß die Uniformierten zurückkamen, und der Transportpolizist blieb bei Bolderian stehen.

„Sie behaupten also, im Unterschied zu Ihren Kindern, nicht mitbekommen zu haben, was im Abteil drüben passiert ist." „Ich habe Probleme", suchte sich Bolderian zu erklären. „Meine Frau wurde operiert. Bis heute waren die Kinder bei meiner Mutter. Morgen kommt meine Frau aus dem Krankenhaus. Das alles beschäftigt einen doch, oder?" Nur hatte er wieder knallrote Ohren, und er wußte, wie prinzipienuntreu er sich verhielt.

„Vati ist Soldat und kämpft gegen die Bösen", sagte der Junge, als wolle er dem Vater beistehen.

„Wir brauchen Sie dennoch als Zeugen. Ihren Ausweis bitte. Ihren Urlaubsschein." Der Transportpolizist setzte sich. Was nicht hätte passieren dürfen, war geschehen. Bolderian, der korrekte Bolderian geriet in Not. Der gültige Urlaubsschein und die Kinder machten, daß er weiterreisen durfte, daß der Transportpolizist der fehlenden Zivilerlaubnis wegen keine Armeestreife alarmierte. Aber er notierte Bolderians Personalien, fragte nach seinem Truppenteil, was Bolderian irritierte und ihn eine Meldung befürchten ließ. Der Blaubetuchte grüßte und ging, ohne ein weiteres Wort.

Bolderin sagte nicht, daß er Nachsicht nicht wolle, und so war die Szene eben gewesen, daß der Junge nun von ihm wissen wollte, ob der Vater auch etwas Böses getan habe. Bolderian schwieg. Er suchte das Geschehene zu analysieren. Was hätte er wann anders machen müssen? Wann hätte was nicht passieren dürfen?

Er hatte die Kinder um sich haben wollen und war ihnen ferner nun, ferner während der restlichen Fahrt, ferner zu Hause bei allem, was er für sie tat. Er hatte als Urlaubsbegründung angegeben gehabt: Meine Frau kommt nach schwerer Unterleibsoperation aus dem Krankenhaus. Sie wiederzusehen, bedurfte es keiner Zivilerlaubnis, wohl aber der Eintragung einer zweiten Adresse im Urlaubsbuch, wenn er beabsichtigte, den ersten Urlaubsort länger als 24 Stunden zu verlassen. Er hätte anfügen müssen: Ich habe die Kinder von meiner Mutter zu holen! – Das aber hatte er nicht voraussehen können. Also schien sie, die Mutter, wieder einmal schuld zu sein.

Anderntags trug er Uniform und, bis zum Taxi, Ilonas Reisetasche. Ilona bat, nicht so zu hasten, und sie fragte dann, als sie die Kinder im Taxi sitzen sah: „Hat deine Mutter es so eilig gehabt, sie wieder loszuwerden? Ein paar Tage ohne die zwei hätten mir gutgetan. Mußt du wirklich schon morgen früh fahren?"

Bolderian sagte nichts, und er entschuldigte sich auch nicht für sein

Geschimpfe im letzten Kurzurlaub. Ebenso verschwieg er, was ihn nach Rückkehr in die Dienststelle erwarten könnte.

„Hast du mir nichts zu sagen?“ fragte Ilona, als die Kinder in ihrem Zimmer spielten, als sie das Gefühl hatte, für ewig in diesem Sessel ausgestreckt sitzenbleiben zu wollen, als Bolderian ihr gegenüber Platz genommen hatte. „Einen Satz wenigstens, einen einzigen, bitte.“ Sie blickte flehend. Er meinte, sie erwarte das „Entschuldige-bitte“. Entschuldige bitte, daß ich geschimpft habe, daß ich glaubte, die Kinder unbedingt holen zu müssen. Er kam nicht darauf, daß sie solches von ihm nie fordern würde, weil sie um sein Prinzip wußte. Ihm fiel nicht ein, daß sie hören wollte, wie lieb er sie dennoch habe, daß sie ihm trotz allem noch immer seine Ilona sei. Er fand das nicht heraus, weil er wußte, daß er sich bei ihr entschuldigen müßte, und er entschuldigte sich nicht, weil er herausgefunden zu haben glaubte, daß ihr Verschweigen, daß ihre verdammte Rücksichtnahme schuld sei. Hätte Ilona ihm gesagt, wie krank sie sei, daß sie operiert werden würde, er hätte im Wehrkreiskommando um Aufschub seiner Einberufung gebeten. Der Befund des Arztes würde das allen plausibel erklärt haben. Dennoch hätte er sich bei den Genossen dort gleichsam für die Krankheit seiner Frau entschuldigen müssen, und er hätte sich für das Verständnis zu bedanken gehabt, und Ilona wußte doch, wie sehr ihm das widerstrebte. Also hatte sie geschwiegen, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen, und somit schien allein er an allem schuld zu sein.

Darum schwieg er, und er fuhr anderntags in der Frühe ab, ohne etwas Erlösendes gesagt zu haben. Kaum in der Kaserne, bat er seinen Oberleutnant um die fünf Minuten Zeit für das Geständnis, sich dreieinhalb Stunden länger als zulässig, vom Urlaubsort entfernt und dabei unerlaubt Zivil getragen zu haben. Er bat dann um eine korrekte Bestrafung. Er nämlich könne sich weder entschuldigen noch um Verzeihung bitten. Solches sei ihm von Kind an so zuwider, daß er lieber erdulde, als sich für irgendeine Nachsicht bedanken zu müssen. Ihm wurde für Wochen der Urlaub gesperrt. Er nickte. Doch vermochte er nicht, Ilona das zu schreiben, und weil er auch über anderes nicht schreiben wollte, schrieb er überhaupt nicht.

Er aber bekam von ihr zwei Briefe.

Im ersten versuchte sie, ihm zu erklären, warum sie geschwiegen habe, und weil er längst dahintergekommen war und meinte, sie wolle sich enschuldigen, obwohl sie wissen müßte, wie abstoßend das auf ihn wirkte, las er nicht die Bitte zwischen den Zeilen, daß sie von ihm noch immer zu erfahren hoffe, ob sie ihm nach allem dennoch seine Frau sei, ob er auch weiterhin mit ihr leben wolle. Er nahm den Brief als Eingeständnis ihrer Schuld, fühlte sich von seiner um vieles nun befreit und trat aufs Gaspedal. Er blieb keinmal mit seinem Dreiachser im morastigen Übungsgelände stecken.





In Ilonas zweitem Brief stand, warum sie die Scheidung beantragt habe. Sie wolle ihm keine Bürde sein. Als sie geheiratet hatten, sei sie noch eine vollwertige Frau gewesen. Nun habe sein Schweigen ihr mehr als angedeutet, wie er nach der Operation darüber denke. Diesen Brief zerriß er, und er ließ auch ihn unbeantwortet. Er hätte Ilona nur Entschuldigungssätze zu schreiben gehabt. Doch preßte er die Hände ums Lenkrad oder den Kopf des Nachts in das Kissen, und es schrie in ihm: Bitte verzeihe mir, daß ich nicht begriff, worauf du gewartet hast! – Nur die Angst eben, daß er sich wieder unentwegt zu entschuldigen haben würde, wenn er solches einmal erst zuließe, und nach Tagen schrie nichts mehr in ihm. Korrekt sein! Hart bleiben auch gegen sich selbst. Dennoch bezweifelte er, daß er wirklich noch so lebte, wie er es sich einst vorgenommen hatte.

Der dritte Brief an ihn war vom Gericht. Er enthielt die Abschrift des Scheidungsantrages und die Vorladung, und Bolderian lehnte einen längeren Urlaub ab. Er begründete dies bei sich mit der vom Trotz gespickten Feststellung, daß sich Ilona kaum hätte scheiden lassen, wenn sie ihn wirklich verstehen würde, und es sollte sein kürzester Kurzurlaub werden. Um zehn Uhr begann die einstündige Verhandlung, und wenn er auch sah, wie erholt Ilona ausschaute, so redete er sich ein, dergleichen gar nicht zu bemerken, und um vierzehn Uhr – die Richterin hatte noch eine Bedenkzeit eingelegt – waren er und sie geschieden. Er hatte der Richterin nur einen Satz zu sagen gewußt, stets ein wenig variiert, und dennoch: Wie Ilona es will! Wenn Ilona es meint. Ja, ja, wie sie es will, verdammt noch mal! – Nein, ich entschuldige mich nicht, Frau Richterin!

Um siebzehn Uhr passierte er das Tor, und er warf sich im Zimmer aufs Bett. Die Genossen waren unterwegs, also auch sein Oberleutnant, und Bolderian weinte. Na und? dachte er schniefend. Noch bin ich im Urlaub. Also brauche ich mich dafür bei keinem zu entschuldigen. Doch tief in ihm, uneingestanden und darum ungedacht, rumorte die Bitternis darüber, daß er nur der sein konnte, der er war. Wie gut ihm bekäme, wenn er etwas anders sein könnte. Er vermochte es nicht zu bedauern, weil er sich dann bei sich selbst entschuldigen müßte, und dagegen sträubte sich alles in ihm. Doch blieb ihm das Gefühl eigener Unzulänglichkeit, und damit mußte er leben.

*****

Hallo Freunde, die Ihr Euch Zeit für diese Geschichte genommen habt!

Ist Euch solch ein Bolderian je begegnet?

Ob es ihn so oder ähnlich im Leben überhaupt gibt?

Kann sich einer aus Prinzipienreiterei so verirren und schuldig machen? Wenn ja, wie ist ihm zu helfen? Tat Ilona das Rechte?

Mal Hand auf's Herz: Hat Euch tägliches Zusammensein mit einem geliebten Menschen auch schon einmal für schleichende Veränderungen des anderen blind gemacht? Wie ist dem zu begegnen?

Kennt Ihr den Zwiespalt, etwas eigentlich nicht zu wollen und es wider alle Vernunft dann trotzdem zu tun?

„Vergib mir, verzeih!", „Ich liebe dich dennoch!" – sind solche Worte wirklich so wichtig, warum fallen sie oft schwer, warum verlassen wir den anderen, „ohne etwas Erlösendes gesagt zu haben"? Wem Antworten auf solche Fragen wichtig sind, wem ähnliches widerfuhr oder wer aus eigener bitterer Erfahrung einen Rat zu geben vermag, der schreibe unter dem Stichwort „Bolderians Prinzip" an „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin 1055. Vergeßt bitte nicht, Euer Alter, den Familienstand und Beruf anzugeben. Zehn Einsendern, deren Namen wir per Losentscheid ermitteln, werden wir mit einem Buch danken.

Illustration: Karl Fischer





Trucks

Es gibt Deutsche mit dem Adler auf dem Ausweis, und viele von ihnen beklagen den Zustand dieser Welt: zerrissen, getrennt, fast die Hälfte rot. Und es gibt Deutsche, deren Ausweis Hammer und Zirkel im Ährenkranz zeigt; die meisten von ihnen halten es für gut und richtig, daß seit Oktoberrevolution und Sowjetmacht im vormaligen Zarenrußland eine brauchbare Alternative zur alten Welt und vor nunmehr bald vierzig Jahren mit der Geburt der deutschen Arbeiter-und-Bauern-Republik auch die sozialistische Alternative zur kapitalistischen Bürger-Republik BRD gefunden ist. Eine neue Ordnung, nicht totzukriegen. Mehrfache Versuche, sie an die Wand zu drücken, endeten stets mit einem Fiasko. Es blieb die Idee vom friedlichen Wettstreit der Systeme. Und die ist heute populärer denn je.

Die Basis aber, die einen solchen Wettbewerb überhaupt erst ermöglicht, kann nur sein, daß keiner der Kontrahenten den eigenen Erfolg durch Vernichtung des anderen für machbar hält. Stellen wir uns das mal so vor: Eine Wettfahrt zweier Riesen-Trucks. Beide Lastzüge rasen nebeneinander in die Ferne um den Sieg. Bis plötzlich einer den anderen aus der Fahrbahn in den Graben drückt ... Eine Vision, die heutzutage nicht nur irreal, sondern – legt man ihr absehbare Zeiträume zugrunde – existenzgefährdend ist. Genau dies aber ist der Kern dessen, was unter dem gegenwärtig vielzitierten „neuen Denken" in der Weltpolitik zu verstehen ist.

Wie kein sozialistischer Politiker die Beseitigung des Imperialismus als Voraussetzung eines wirklich garantierten Friedens fordern wird, sollte auch kein ernst zu nehmender bürgerlicher Politiker seinen Wählern einreden und seine Auftraggeber aus Bank- und Industrievorständen darin bestärken wollen, daß ihre Sicherheit nur durch den mehr oder weniger raschen Exitus des Sozialismus erreichbar sei.

Nicht wenige Publizisten führen

den Begriff des neuen Denkens auf den Nobelpreisträger Albert Einstein zurück. Dessen am 20. April 1946 in der New Yorker antifaschistischen Wochenzeitung „Aufbau" veröffentlichte Begründung, weshalb „eine neue Denkart unbedingt notwendig ist, wenn die Menschheit bestehen bleiben" soll, ist von unverbrauchter Aktualität: „Heute hat nur die Atombombe das Wesen der Welt, so wie wir sie gekannt haben, zutiefst verändert. Und damit findet das Menschengeschlecht sich plötzlich in einer neuen Behausung, der es sein Denken anpassen muß ... Die Denkungsart und die Methoden der Vergangenheit haben nicht die Weltkriege verhütet. Die Denkungsweise der Zukunft muß Kriege verhüten ... Mit Raketengeschossen und Atombomben gibt es keinen bewohnten Ort auf der Erdoberfläche, der gegen die unerwartete Vernichtung durch einen einzigen Angriff geschützt wäre."

Fast vierzig Jahre sollten vergehen, bis diese Vision eines genialen Physikers ihren Eingang fand in praktische Politik, in die der Kommunisten zuerst. Ich entsinne mich noch gut makabrer Meldungen vom Anfang der 80er Jahre, denen zufolge in Pentagon-Stäben per Computer der in Aussicht gestellte „nukleare Winter" nach dem Einsatz von elf, acht oder sieben Prozent des Kernwaffenpotentials „durchgespielt" wurde. Dabei hat, wie jeder weiß, schon die Salve eines einzigen Trident-U-Bootes soviel Zerstörungskraft wie alle Vernichtungswaffen der bisherigen Kriegsgeschichte zusammengenommen. Bereits im Sommer 1983 war in der Prager Deklaration der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages zu lesen: Ein nuklearer Krieg kennt keine Sieger! Und für Leute mit Cowboy-Mentalitäten formulierten die Zeitungen das gleiche Thema anschaulich: Wer als erster schießt, stirbt als zweiter. Dies unterstrich während der Berliner Karl-Marx-Konferenz 1983 Erich Honecker mit dem Hinweis, daß es – auch für die cleversten Kapitalisten – in einem Nuklearkrieg weder Kriegs- noch Nachkriegsprofite gäbe.

Nun lesen Kapitalisten gelegentlich Marx leider nur, um sich besser mit den Kommunisten herumstreiten zu können. Dabei hat er im „Kapital", seinem Hauptwerk, bewiesen, daß der kapitalistische Reproduktionsprozeß auch ganz gut ohne das Rüstungsgeschäft auskommen kann und daß im Kapitalismus Rüstung nichts anderes als Vernichtung gesellschaftlicher Arbeit und Werte zugunsten einer Handvoll Menschen auf Kosten aller anderen ist. Es scheint, als hätten dies die Herrschenden in Japan beispielsweise erfaßt: Ihre Verteidigungsausgaben sind im Vergleich zu denen der führenden NATO-Staaten gering.
Trotzdem gilt dieser Inselstaat geradezu als ein Musterland staatsmonopolistisch funktionierender Marktwirtschaft. Gewiß auch als Folge einer konkreten Interessenlage, der seit altersher die Teilung der Bourgeoisie in einen pazifistisch-liberalen und einen reaktionär-aggressiven Flügel zugrunde liegt. Heute aber finden sich Vertreter beider Richtungen in den Schaltzentralen der Macht. Die politische Praxis in Europa beweist, daß der Imperialismus seinem Wesen nach zwar alles andere als friedfertig, immerhin aber friedensfähig ist. Und unter den veränderten Bedingungen – worunter nicht nur militärstrategische, sondern auch Aspekte der wissenschaftlich-technischen Revolution fallen – vollzieht sich selbst imperialistischer Expansionsdrang auf neue Weise: Die japanischen Monopole haben den US-amerikanischen Elektronik-Markt erobert, ohne auch nur einen Schuß abzufeuern.

Andererseits können wir nicht an der Tatsache vorbei, daß maßgebliche Kreise in den Reihen unserer Gegner die historische Lektion noch immer nicht begreifen wollen. Angesichts der ebenso illusionären wie lebensgefährlichen Utopien von SDI liest sich Einsteins Warnung aus dem Jahr 1946 nahezu beschwörend: „Amerika hat eine zeitweilige Überlegenheit in seiner Bewaffnung (das Atombombenmonopol – d. A.), aber wir können sicher sein, daß es auf die Dauer kein Geheimnis gibt. Was die Natur einer Gruppe von Menschen enthüllt, wird sie in gegebener Zeit auch irgendeiner anderen Gruppe bekanntgeben, wenn diese nur genügend daran interessiert ist ... Als ein erfinderisches Volk können es die Amerikaner kaum glauben, daß gegen die Atombombe keine voraussehbare Abwehr existieren soll ... Ein Tank ist eine Verteidigung gegen Kugeln, aber es gibt in der Wissenschaft keine Verteidigung gegen eine Waffe, die imstande ist, die Zivilisation auszulöschen ... Und wir machen weiterhin Bomben, und die Bomben rufen Haß hervor und Mißtrauen. Wir hüten Geheimnisse, und das Geheimnis erweckt Argwohn ... Wenn wir Rußlands Geheimnissen und die Russen unseren Geheimnissen mißtrauen, gehen wir zusammen dem Untergang entgegen ... Wenn die Menschheit die Waffen in der Hand hält, mit denen sie Selbstmord begehen kann, dann glaube ich, daß alles, was der Waffe größere Gewalt verleiht, nur dazu beitragen kann, die Möglichkeit der Katastrophe zu vergrößern."

Daß sich gerade Kommunisten als die konsequentesten Verfechter dieser humanistischen Logik neuen Denkens erweisen, verblüfft mich nicht. Das Moskauer Gipfeltreffen Ende Mai hat aller Welt erneut gezeigt, welcher der Vertreter beider Großmächte mit der These von der atomaren Abrüstung seine Schwierigkeiten hat. Freilich ist es ein großer Fortschritt, daß sich nach Jahren verbissener Konfrontation der Präsident der Vereinigten Staaten in

das „Reich des Bösen" begibt und dort mit Michail Gorbatschow spricht. Aber wie zäh eben dieser Präsident und seine Leute an alten Denkschablonen festhalten, demonstrierte wenige Wochen zuvor sein Außenminister George Shultz. Vor handverlesenem Publikum an der US-amerikanischen Universität Seattle Klartext sprechend, bewertete er die Veränderungen in der Sowjetunion als „neugeschöpfte Hoffnung auf ein schließliches Ende des grausamen Experiments mit dem Totalitarismus". Doch dieses Experiment werde noch immer weitergeführt, und „es muß bekämpft werden". Illusionen also, daß Kapitalisten und ihre Politiker plötzlich einsichtig zur Vernunft gelangen, sind fehl am Platze. Geradezu stolz stellte Reagans Mann im State Departement fest: „Unser Festhalten an der Politik der Stärke und des Realismus (!) hat den Dialog mit Moskau nicht beeinträchtigt." Dabei hat gerade solche Steinzeit-Gesinnung des „größeren Knüppels" den zweiten Schritt zu atomarer Abrüstung – Halbierung der strategischen Offensivwaffen – erst einmal enorm verzögert.

Wir sollten also wachsam bleiben! Auch und vor allem angesichts massiver Versuche der NATO, jeden mühsam erkämpften Abrüstungsschritt auf dem einen Gebiet mittels Hochrüstung oder „Modernisierung" auf einem anderen zu kompensieren. Und es wird uns noch eine Menge Kraft und Nerven kosten, die immer neuen Versuche einiger Strategen der Gegenseite zu ertragen, das militärstrategische Gleichgewicht irgendwie doch zu ihren Gunsten zu verändern.

Zugegeben – auch im Westen wächst die Zahl jener, die neues Denken in praktische Politik umsetzen möchten, die anstelle von Konfrontation Kooperation wünschen. Nicht von ungefähr trifft sich ein Franz Josef Strauß mit dem Kommunisten Erich Honecker. Und der Moskau-Besuch des Bayern hat Schlagzeilen gemacht. Der Erkenntnis folgend, daß für die BRD-Bourgeoisie mit einem von ihr heraufbeschworenen Konfliktfall nichts zu holen ist, sucht sie die Systemauseinandersetzung perspektivisch mehr und mehr im nicht-militärischen Bereich. Selbstverständich geht hier Strauß davon aus, daß der Kapitalismus besonders in Wissenschaft und Technik partiell die stärkeren Bataillone habe. Also ist er dafür, den Wettstreit der Systeme in Industrie und Forschung zu entscheiden. Davon sollten wir uns nicht nervös machen lassen: Wir hören doch schon seit der Oktoberrevolution, daß Sozialismus eigentlich gar nicht geht ...

Rein rechnerisch sitzt der Kapitalismus am längeren Hebel: Die NATO-Staaten verfügen heute über zwei Drittel des Welt-Forschungspotentials. 85 Prozent davon konzentrieren allein die USA, die BRD, Frankreich, England und das nicht zur NATO gehörende Japan auf sich. Und was die Arbeitsproduktivität angeht, so ist unsere insgesamt noch immer erheblich niedriger als ihre: Große kapitalistische Elektronikfirmen produzieren in einem Monat soviel Mikro-Chips wie die DDR-Kombinate in einem ganzen Jahr. Müssen wir, die kleine DDR mit nur einem Prozent Anteil an der Forschung im Weltmaßstab, deshalb auf der Strecke bleiben? Beileibe nicht. Das Modernste, was derzeit zum Beispiel der Werkzeugmaschinenbau zu bieten hat, sind automatische flexible Fertigungssysteme. Von den 200, die weltweit vorhanden sind, arbeiten allein 35 in unserer Republik. Wir sehen also: rein rechnerisch geht's nicht. Und wenn sich heute BRD- oder USA-Politiker einbilden, allein auf Grund ihres technisch-wissenschaftlichen Vermögens auch den Wettbewerb der Ideologien und der menschlichen Werte gewinnen zu müssen, dann sollen sie das beweisen. Der reale Sozialismus jedenfalls hat trotz geringerer Arbeitsproduktivität ein weit größeres Potential an Menschlichkeit und Menschenrecht zuwege gebracht als der gewöhnliche Kapitalismus. Und wir führen täglich vor, daß allein wir in der Lage sind, wissenschaftlich-technischen in sozialen Fortschritt für wirklich alle Werktätigen umzusetzen. Gerade damit aber haben sie in der alten Welt ihre Probleme – unlösbare allem Anschein nach. Eine BRD-Zeitung bestätigte es am Beispiel der Ära Reagan: „Während die Zahl der Millionäre hochschnellte wie nie zuvor, vegetiert in Amerikas Innenstädten eine schwarze Unterklasse von mindestens zwei Millionen Menschen, wächst jedes fünfte amerikanische Kind in Armut auf, fällt das öffentliche Schulwesen der USA im Weltvergleich immer weiter ab ... 700 000 amerikanische Schulabgänger werden 1988 nicht in der Lage sein, ihr Abschlußdiplom zu lesen."

Nein, Autos können wir noch nicht so gut bauen wie sie. Aber sind denn Menschenwürde und menschliches Glücksgefühl abhängig vom raffinierten Design schnittiger Wagen? Verdeckt die schillernde Warenfülle der kapitalistischen „Konsumgesellschaft" nicht nur dürftig die sozialen Gebrechen des Systems?

Wir haben keinen Anlaß, die Möglichkeitsgrenzen des modernen Kapitalismus zu kurz zu stecken. Wir haben aber auch über hundert Gründe, unsere eigenen Potenzen nicht zu unterschätzen. Der Sozialismus ist so gut, wie wir ihn machen. Und wir haben gute Chancen, ihn noch besser zu machen, die Wettfahrt der Trucks – um im Bild zu bleiben – für uns zu entscheiden. Denn unser größter Vorzug ist und bleibt unsere größte Kraft in diesem Wettstreit der Systeme: Wir tun's für *uns*.

Text: Peter Neumann
Illustration: Peter Dittrich

Würde da einer
bei nächtlichem Dunkel
irgendwo an der Aller
im Niedersächsischen
dem Fernspähtrupp
des Bundeswehrfeldwebels Köster über den
Weg laufen –
er könnte
hinterher meinen, der
„dritten Art" begegnet
zu sein …

Nacheinander schleichen
vier finstere Gestalten
aus dem Unterholz.
Ihre Silhouetten
gleichen eher riesigen,
auf den Hinterbeinen
erhobenen Spinnen denn
menschlichen Wesen:
Die Rücken aufgebläht –
Rucksäcke,
an den Köpfen weit ausgefahrene Stielaugen –
Nachtsichtbrillen.
Schnell verpacken die
Männer ihre Ausrüstung
in Zeltbahnen und Poncho,
schlüpfen behende
in Gummianzüge
und schicken sich an,
den Fluß zu überqueren.

Ihr Nachtmarsch hatte mit dem Absprung von einem Hubschrauber aus 3500 Metern Höhe begonnen. Zwanzig Kilometer von der Absprungstelle entfernt waren sie dann gelandet – eine halbe Stunde lang sanft getragen von ihren steuerbaren Gleitfallschirmen. Die sollen es den Fernspähern ermöglichen, im Kriegsfall zu „infiltrieren", sprich, tief und völlig unbemerkt in feindliches Gebiet zu schweben, wo ihre eigentliche Arbeit dann erst zu beginnen hat: Beobachtungspunkt ausbauen und dort unerkannt ausharren, tagelang rund um die Uhr, mit Blick auf alles, was sich beim Gegner bewegt. Daß es sich hierbei im



Gegensatz zur Panzeraufklärung um „Augenaufklärung" handle, ließ die „Süddeutsche Zeitung" ihre Leser wissen. Ein mit der „Feindlage" befaßter Bundeswehrstabsoffizier verriet, keine noch so gute Kombination von Sensoren könne den „Auge-Ohr-Gehirn-Verbund" ersetzen. Bei NATO-Großmanövern würde die überwiegende Anzahl aller Aufklärungsergebnisse durch Fernspäher erbracht. Gerade dann, wenn die eigene elektronische Aufklärung gestört oder gar lahmgelegt sei, gebe es keine Alternative zum Menschen. Deshalb hocken die Fernspähtrupps, wie zu erfahren ist, bis zu vierzehn Tagen in ihrem Loch, das B-Stelle, Funkbude, Küche, Schlafstätte und Klosett in einem sein muß. Sie beobachten und funken unablässig nach dem Motto: „Viel sehen, ohne gesehen zu werden."

Neben den Minentauchern, Kampfschwimmern und Jetpiloten seien die Fernspäher „so ziemlich das Exklusivste, was die Bundeswehr zu bieten hat ... Von den 370 000 Heeressoldaten tragen knapp 500 das bordeauxrote Barett mit dem stürzenden Adler, der vor dem Hintergrund gekreuzter Lanzen ein Bündel Blitze in den Händen hält". Das Exklusivste also exklusiv in einer bürgerlichen Zeitung, deren Mitteilungsbedürfnis das Springer-Blatt „Die Welt" am 1. Oktober 1987 noch übertraf: „Über ihre Existenz spricht man nicht gern. Ihre Ausbildungsprogramme und Einsatzgrundsätze gehören zu den bestgehütetsten Geheimnissen der NATO. In der Allianz gelten sie als Spezialisten, die von der obersten militärischen Führung eingesetzt werden und dieser ein klares Lagebild über den Feind verschaffen sollen, die Fernspäher. Heute feiert diese kleinste Truppengattung der Bundeswehr ihr 25jähriges Bestehen – in aller Stille versteht sich." Sie wird in wenigen Tagen in aller Stille auch ihr 26jähriges Jubiläum feiern. Versteht sich. Denn ihr Auftrag ist vom mit Fleiß beschworenen Verteidigungsgedanken ideell wie räumlich doch sehr weit entfernt.

Im Unterschied zu den Panzeraufklärern, die, ausgerüstet mit Leopard 1 und Schützenpanzer Luchs, zu den Kampftruppen des Heeres gehören und damit als „Truppe des ersten Schusses" gelten, zählen die Fernspäher zu den Führungskräften. Deren oberen Organen sind sie gleich den Fernmeldetrupps, den Feldjägern und PSV-Einheiten (PSV: Psychologische Verteidigung.) unterstellt und beauftragt, „den Feind in der Tiefe seines Raumes aufzuklären". Besonders dort, „wo Luft- und Erdaufklärung nicht ausreichend wirksam werden können. Mit anderen Worten, die Fernspäher müssen den Feind aus unmittelbarer Nähe beobachten". Was sie dann bei einer mit maximal 80 Kilometern angegebenen Eindringtiefe alles auffassen sollen, skizzierte der BRD-Journalist und Spähtrupp-Kenner Horst-Günter Tolmein auch: „Transporte und Stellungen atomarer, biologischer und chemischer Waffenträger des Feindes, Feuerstellungen der Artillerie, seine Gefechtsstände, Verfügungsräume, Versorgungsdepots sowie Bewegungen und Verhalten feindlicher Kräfte."

Mal ganz abgesehen von gewissen Absonderlichkeiten in dieser Wunschliste, ist zu befürchten, jene Spähtrupps möchten dereinst sich tatsächlich diesseits von Elbe und Werra, auf der Linie Barth-Potsdam-Weißenfels-Gera, in Erd- und Baumverstecken ostwärts „vorne-verteidigen". Anderenfalls wären sie die Mühe kaum wert, mit der sie in der Internationalen Fernspähschule in Weingarten am Bodensee „für ihren Auftrag trainiert" werden. Beispielsweise in Kursen über „Ausrüstung und Taktik im Warschauer Pakt", beim

Mit angelegter Nachtsichtbrille, im Anschlag das Sturmgewehr G-3 der Firma Heckler & Koch, bei einer der zahlreichen Übungen tief im angenommenen Hinterland der „Seite Rot".

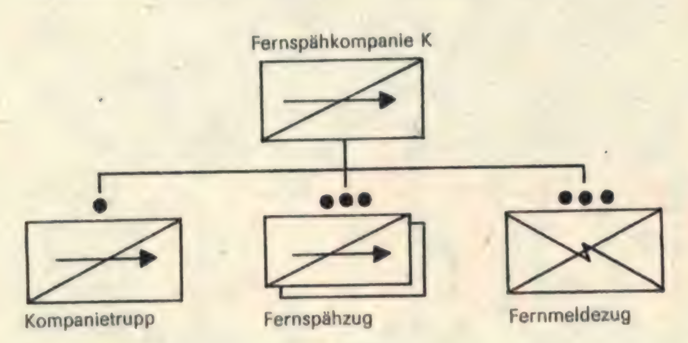


Einbrecher

Die Waffe ständig schußbereit, hat er „in aller Stille" ein Wasserhindernis zu überwinden.

Fallschirmspringen und im Einzelkämpfer-Lehrgang. Außerdem üben sich dort keine gewöhnlichen Bundis, sondern „handverlesene Elitesoldaten", wie es heißt. Und von ihnen wird erwartet, „daß sie schlitzohrig sowie körperlich und geistig top fit sind". Am idyllischen Bodensee wird ihnen das beigebracht, seit 1979 sogar in ehrgeizfördernder Gesellschaft britischer, belgischer und anderer NATO-Fernspäh-Kameraden. Das wiederum kennzeichnet den vorzüglichen Leumund der Weingartener Lehranstalt, die „mittlerweile Modellcharakter" gewonnen hat und in der seit Beginn des vorigen Jahres selbst USA-Soldaten für einen künftigen Späher-Einsatz im Sinne des amerikanischen Luft-Land-Schlacht-Konzepts dressiert werden.

Was sich nun wie ein Befehl liest, könnte Leichtgläubige auf den Gedanken bringen, die Stielaugen-Garde der Bundeswehr sei im Konfliktfall mit einem samt und sonders relativ beschaulichen Inspektionstrip auf fremdem Territorium betraut, und dessen Eigentümer würden lediglich die Hände falten: „Die Truppe, die zu etwa 50 Prozent aus Offizieren und Unteroffizieren besteht, hat wäh-



Struktur der Fernspäh-Truppe

Jedes Armeekorps der Bundeswehr-Landstreitkräfte verfügt über eine Fernspäh-Kompanie, die aus Stabszug, zwei Fernspähzügen mit je 12 Fernspähtrupps und Fernmeldezug mit Auswertegruppen, Sendertrupps, Funkfernschreibtrupps u. a. besteht. Die den Korpsstäben direkt unterstellten Kompanien verfügen über je 38 Fahrzeuge und eine Personalstärke von etwa 200 Mann. Ihre Standorte sind Braunschweig – FSK 100, I. AK; Weingarten a. Bodensee – FSK 200, II. AK; Fritzlar – FSK 300, III. AK.

rend ihres Einsatzes im Rücken des Feindes aber den Kampf mit diesem zu vermeiden." Anders gesagt; sie sollen sich möglichst ungeschoren aus der Affäre ziehen. Wie aber – und womit? Sollte solch ein Trupp, wie Tolmein vorschlägt, im Vertrauen auf „die größte Chance für eine glückliche Rückkehr" in seinem Loch bleiben, „bis ein eigener Angriff über ihn hinwegrollt"? Dies 80 Kilometer vor den eigenen Linien! Da ginge es ja schon – und so recht nach dem Geschmack des Herrn Bundesverteidigungsministers, der „langfristige Entspannung" für „nicht erreichbar hält, so lange die Teilung Deutschlands andauert" – um einen sogenannten tiefen Schlag. Eine absurde, die europapolitische Realität grob mißachtende Idee. Und „Die Welt" gibt zu bedenken: „Ihr unbemerkter Rückmarsch zu den eigenen Linien stellt ... bis heute noch ein erhebliches Problem dar." Doch gleich der nächste Satz ermutigt die Betroffenen: „Die Bundeswehr (entwickelt) nunmehr ein winziges Leichtflugzeug, das ohne großen Aufwand versteckt werden kann und es dem Spähtrupp ermöglicht, nach Erfüllung des Auftrages wieder zu den eigenen Truppen zurückzufliegen ..." Dem Verfasser solchen Unsinns ist zuzutrauen, daß er allen Ernstes dahintersteht. Aber er wird doch bei Experten recherchiert haben, die es besser wissen müßten. Oder nicht?

Ihnen, den berufenen Plan-Spielern der angeblich sich immer verteidigenden „Seite Blau", möchten wir die Dummheit einfach nicht unterstellen, daß sie mit einer von Blindheit und Taubheit geschlagenen, angeblich immer angreifenden „Seite Rot" rechnen. Täten sie es wirklich – es wäre verhängnisvoll. Jedweder Akt einer Aggression und selbst der Versuch eines solchen gegen das sozialistische Verteidigungsbündnis brächte „Feind"-Berührung auch dem schlitzohrigsten Elitesoldaten und dem geriebensten Fernspähtrupp der Bundeswehr. Vielleicht „in aller Stille versteht sich", ganz gewiß aber mit allen für Einbrecher bösen Folgen. Unausweichlich.

Text: Kurt Henze
Bild: Archiv

Das Lehrfach „Waffenlose Verteidigung" ist Bestandteil der Einzelkämpfer-Ausbildung, der sich jeder Fernspäher intensiv zu unterziehen hat.



Last not least LASTEN

Hubschrauber können Raketenkassetten an seitlichen Aufhängungen tragen, sie können kanonenbewaffnet sein oder über Panzerabwehrlenkraketen verfügen. Die starke Seite der hier abgebildeten Mi-8 der NVA aber liegt in etwas anderem: in unterschiedlichsten Transportleistungen für die Truppe. Genau das interessierte auch unseren Leser Andreas Fischer aus Cottbus, der uns fragte: Welche Lasten kann denn eine Mi-8 transportieren?

Nun, genau genommen, Andreas, überhaupt keine. Staunste, was? Sagen will ich damit lediglich, daß wir nur zu oft gedankenlos darüber hinweggehen, daß hinter jedem militärischen Gerät „eigentlich einer sitzt", der es bedienen muß. Und fast immer macht sich Militärtechnik dadurch nahezu selbständig, daß wir das vergessen. Doch – das siehst du sicher auch so – immer ist es WER, der das aus einem Grund und mit einem Ziel tut. Stimmt's? Und deshalb dreht sich auch bei der Mi-8 ohne ihre dreiköpfige Besatzung gar nichts. Aber darauf lief ja deine Frage nicht hinaus.

Also, mit der Mi-8 kann – fast – alles transportiert werden, was im Bereich von vier Tonnen liegt. Das ist die diesem Hubschraubertyp zugedachte Tragfähigkeit, die zu überschreiten das „Schlappohr" mächtig übelnehmen und die beiden Hubschrauberführer und den Techniker arg ins Schwitzen bringen würde. Zumal bei Flügen mit Außenlasten. Die weisen fast mehr an Besonderheiten auf, als andere Flüge Regelmäßiges haben. Jede Außenlast, sei es nun ein Geschütz oder ein flexibler Behälter, verursacht einen anderen Luftwiderstand. Das kriegt der Hubschrauberführer dann „im kleinen Finger" am Flugverhalten der Mi zu spüren. Von den „fliegenden Kränen" der Interflug bei komplizierten volkswirtschaftlichen Vorhaben hast du sicher schon gelesen. Meist kam es bei solchen Einsätzen auf äußerste Genauigkeit und Feinfühligkeit an. Die Mi-8-Piloten werden von ihrer Tätigkeit nicht anders beansprucht, im Gegenteil. Beim Absetzen von Lasten auf der Ladefläche eines LKW oder beim Minenlegen ebenso wie beim Transport von Luftlandeeinheiten oder Verletzten müssen sie unter gefechtsnahen Bedingungen handeln. Ein besonderes Kapitel

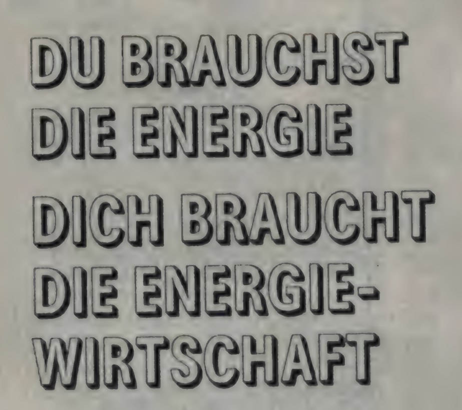


stellt der Transport von Militärtechnik im Laderaum der Mi-8 dar. Wer sich – wie ich – gebückt über die kleine Auffahrrampe und durch die weitgeöffneten Heckklappen ins Hubschrauberinnere begibt, wird es kaum für möglich halten, daß ein UAZ-467 darin Platz haben soll. Aber er hat!

Spaßvögel lassen nicht selten ihr Erstaunen darüber in der Frage laut werden: Euer Hubschrauber hat wohl Gummiwände?

Text und Bild: Oberstleutnant Bernd Schilling







Der Kraftwerksanlagenbau der DDR produziert und rekonstruiert im erforderlichen Umfang und in zuverlässiger Qualität die Kraftwerksanlagen zur Elektro- und Wärmeenergieerzeugung für Wirtschaft und Bevölkerung der DDR.



Für den Einsatz in den verschiedenen Betrieben – insbesondere in der Projektierung des Betriebsteiles Berlin-Marzahn – und auf den Baustellen des VEB Kombinat Kraftwerksanlagenbau (KKAB) unterbreiten wir Ihnen folgendes

Arbeitsplatzangebot:

1 Ingenieure
2 Technologen
3 Projektanten/Konstrukteure
4 TKO Ing./Mitarbeiter
6 Sekretärinnen
7 Fachkräfte für EDV
8 Technische Zeichner
9 Meister (Masch.-bau, E-Techn., Schweiß-Techn.)
10 Anlagenmonteure
11 Metallfacharbeiter
12 Schweißer
13 Isolierer
14 TuL-Facharbeiter
15 BMSR-/Elektromonteure

Die Vielzahl der Einsatzmöglichkeiten in fast allen Bezirken der DDR, die damit verbundenen persönlichen Vorteile und der gute Verdienst bei verantwortungsbewußten Leistungen lohnen es, sich unsere Angebote näher zu betrachten.
Durch Übersendung des ausgefüllten Kupons, aufgeklebt auf einer Postkarte oder in einem Briefumschlag an den

VEB Bergmann-Borsig
Stammbetrieb des KKAB
Zentrales Informationsbüro
Hans-Beimler-Str. 91–94
Berlin
1017

erhalten Sie von uns ein Informationsmaterial, aus dem Sie die entsprechenden Angaben für eine Tätigkeitsaufnahme in unserem Kombinat entnehmen können.

Ich bitte um Zusendung von Informationen zu den KAB-Arbeitsplätzen
1 2 3 4 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
(zutreffendes ankreuzen)
an:

Name, Vorname

Anschrift

Meinen Arbeitsplatz wünsche ich mir:

am Wohnort: ______________ im Bezirk/Kreis: ______________

an einem beliebigen Ort in der DDR ○

Ich verfüge über Wohnraum am gewünschten Arbeitsort ○
Ich bin bereit, eine Montagetätigkeit auszuüben ○

Ich verfüge über einen Berufsabschluß entsprechend des KAB-Arbeitsplatzangebotes als

Facharbeiter ○ Meister ○ Hoch- bzw. Fachschulkader ○

Nutzen Sie auch die Informationsmöglichkeiten durch einen persönlichen Besuch in unseren weiteren Informations- und Beratungszentren in:

Berlin:
an: VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des Kombinates
Kraftwerksanlagenbau,
Hans-Beimler-Str. 91–94,
Berlin, 1017
Telefon: 4 38 55 94

Lubmin
an: VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des Kombinates
Kraftwerksanlagenbau, Betriebsteil Lubmin, Lubmin, 2228
Telefon: Wusterhusen 40

Stendal
an: VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des Kombinates
Kraftwerksanlagenbau, Betriebsteil Stendal, PSF 900,
Stendal, 3500
Telefon: Arneburg 70

Bitterfeld
an: VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld – Leitbetrieb,
Glückaufstr. 2, Bitterfeld, 4400
Telefon: 6 70

Bebitz
an: VEB Flanschenwerk Bebitz,
Lebendorfer Str. 1, Bebitz, 4341
Telefon: Bernburg 83 06

Leipzig
an: VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld – Leitbetrieb, Betriebsteil Montagewerk Leipzig, Bitterfelder Str. 19,
Leipzig, 7021
Telefon: 56 16/4 80

Dresden
an: VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des Kombinates
Kraftwerksanlagenbau, Betriebsteil Montagehilfsleistungen
Dresden, Karl-Marx-Platz 2b,
Dresden, 8060
Telefon: 5 33 42

Karl-Marx-Stadt
an: VEB Dampfkesselbau Karl-Marx-Stadt, Annaberger Str. 101,
Karl-Marx-Stadt, 9048
Telefon: 5 80 81

Erfurt
an: VEB Feuerungsanlagenbau
Erfurt, Am Laitrand 1, Erfurt-Bischleben, 5032
Telefon: 6 55 15

Sprechzeiten:
dienstags 9.00–11.00 Uhr und 13.00–18.00 Uhr
donnerstags 9.00–11.00 Uhr und 13.00–15.00 Uhr
freitags 9.00–11.00 Uhr

Reg.-Nr. 185/IV/87

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Strom zur Nordsee, 4. Substanz der Stoßzähne von Elefanten, 10. Hauptstadt von Nigeria, 13. Abschluß, 14. Hufkrankheit, 15. Ziege, 16. Stadt in Oklahoma (USA), 17. kleine Deichschleuse, 18. europäische Hauptstadt, 19. Vorsatz bei gesetzl. Einheiten, 21. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 23. Untiefe, 25. großer Raum, 28. Vielzahl, 31. Gestalt aus „Wallenstein", 33. selbsttätiger Arbeitsapparat, 35. junger Laubbaum, 36. Kehre, Wende in der Luftfahrt, 37. Tatkraft, Schwung, 38. männl. Gesangsstimme, 41. Finkenvogel, 44. deutscher Schriftsteller, gest. 1947, 48. Gestalt aus „Die Perlenfischer", 49. Name einer Inselgruppe im westl. Pazifik, 54. Industriestadt an der Elbe, 55. Halbton, 56. Satz, Serie, 57. Operette von Karl Millöcker, 62. Strauch, 66. Bühnenwerk, 69. äußerer Abschluß, 71. Lebensgemeinschaft, 72. Unterkunft für Autoreisende, 75. afrikanisches Liliengewächs, 76. Laubbaum, 77. tiefe Zuneigung, 79. engl. Fluß, 80. Mutter der Nibelungenkönige, 81. ehem. jap. Weltklasseturner, 82. Nebenfluß des Neckars, 83. Ritter der Artusrunde, 86. Erdteil, 87. große Trockenheit, 88. Teil des Weinstocks, 90. franz. Orientalist des vor. Jh., 91. griech. Buchstabe, 93. Zeichenlehrer Goethes, 94. Sternbild des nördl. Himmels, 96. postalischer Begriff, 100. niederes Lebewesen, 105. Erfrischung, 107. Welthilfssprache, 108. ehemal. DDR-Eishockey-Nationalspieler, 109. Empfindung, Gefühl, 111. Eiland, 112. Verkehrsdelikt, 116. in Essig eingemachte Blütenknospe, 119. weltberühmte sowj. Tänzerin, geb. 1910, 123. Dynastie im alten Peru, 124. Gestalt aus „Egmont", 125. südwestfranz. Fluß, 127. erhöhter Tritt, 130. Vorzeichen, 131. synthetisches Malariamittel, 135. Lebenshauch, 136. griech. Göttin, 138. europ. Währung, 139. Ruhm, 142. Verwaltungseinheit in Griechenland, 143. Nebenfluß der Elbe, 144. Tee aus den Blättern einer Stechpalmenart, 145. Windung der Züge in Feuerwaffen, 146. Tierkreiszeichen, 147. Hafenstadt in Ghana, 148. spanische Industriestadt, 149. Krokodil, 150. griech. Stirnbinde.

Senkrecht: 1. Stadt auf Sizilien, 2. Herrschaftsgebiet eines mohammedanischen Fürsten, 3. Vogelbau, 4. Nebenfluß der Fulda, 5. österreichischer Lyriker des vor. Jh., 6. Schwiegersohn, 7. Reinigungsgegenstand, 8. Gestalt aus „Rienzi", 9. die Freundin Till Ulenspiegels, 10. sagenhafter Keltenkönig, 11. Form der Bezahlung, 12. Meßfühler, 20. Muse der Liebesdichtung, 22. Blutwasser, 24. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 26. Schulsaal, 27. nordischer Gott des Feuers, 29. eine der Karavellen von Kolumbus, 30. Haltetau der Gaffel, 31. Nebenfluß der Drau, 32. Kummer, Sorge, 34. Hauptstadt von Tunesien, 35. Schiffsliegeplatz, 38. Schriftstück, 39. nordostfranz. Stadt, 40. Lärm, Krach, 42. niedere Pflanze, 43. Planetoid, 45. sehr langsames Tonstück, 46. Tagesteil, 47. Stern im Sternbild Adler, 50. Vorfahr, 51. Gesangsstück, 52. Fluß durch Leningrad, 53. griech. Buchstabe, 58. See in der UdSSR, 59. Betreuer, 60. großer Klangkörper, 61. Segelstange, 63. Begründer der modernen Olympischen Spiele, 64. Stadt in Nikaragua, 65. Elch, 67. Fehlfarbe im Kartenspiel, 68. sangbare Folge von Tönen, 69. Stamm von Nachwuchskräften, 70. Name, 73. Fluß im Banat, 74. Bücherfreund, 76. Scheuermittel, 78. Fluß in Peru, 84. jugosl. Fluß, 85. Jurist und Schriftsteller der DDR, gest. 1981, 88. alte spanische Münze, 89. Futterpflanze, 92. populärer Schlager, 94. Ölpflanze, 95. Ansprache, 96. Holzbottich, 97. griech. Gott, 98. Bewohner Kariens, 99. aromatisches Getränk, 101. elektrisch geladenes Masseteilchen, 102. Heidepflanze, 103. Wurfleine, 104. marx. Literaturkritiker, gest. 1954, 106. Säulenhalle, 107. Biene, 109. nordfranz. Fluß, 110. Symbol des Friedens, 113. Gestalt aus „Der zerbrochene Krug", 114. engl. Schulstadt, 115. Sportboot, 116. Autor des Romans „Der Aufenthalt", 117. Prüfung, Test, 118. Rettich, 120. durchsichtige Farbschicht, 121. Dramengestalt Ibsens, 122. Beinteil, 125. schmales Ruderboot, 126. Verseschmied, 128. Gebälkträger, 129. Vorname einer Dramengestalt Lessings, 131. kleines Krebstier, 132. Ölbaumharz, 133. Modetanz aus Kuba, 134. reines Warengewicht, 136. span. Fluß, 137. Staat der USA, 140. Streitmacht, 141. Stadt in den Niederlanden.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 125, 112, 93, 109, 49, 100, 67–62, 131, 63, 35, 33, 119, 44, 96, 28 und 57 ergeben in dieser Reihenfolge die Bezeichnung für ein militärisches Zeremoniell. Wie heißt es (ss=ß)? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 10. 1988. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 10/88. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46 130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 8/88

***Preisfrage:** Die richtige Antwort lautet: Erster gemeinsamer bemannter Weltraumflug UdSSR – DDR. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

***Waagerecht:** 1. Tabak, 4. Gala, 7. Tata, 10. Gerte, 13. Amur, 14. Arve, 15. Aleel, 17. Mirabelle, 18. Regie, 20. Trio, 22. Habe, 23. Toto, 25. Polka, 28. Barte, 31. Brei, 33. Saal, 35. Ampel, 36. Ulme, 38. Fee, 40. Anna, 41. Rand, 42. Aar, 44. Loren, 45. Osten, 46. Generator, 50. Lehrer, 54. Ressel, 57. Ebene, 58. Aga, 60. Spore, 61. Elan, 63. Neretva, 64. Atem, 67. Waliser, 69. Fellini, 70. Erda. 72. Lade, 74. Reede, 77. Itala, 78. Derma, 81. Hefe, 82. Sosa, 83. Undine, 85. Lende, 88. Unart, 91. Tief, 92. Ente, 93. Etagere, 97. Riester, 101. Roma, 102. Element, 105. Tire, 106. Basel, 108 Lot, 109. Ulema, 111. Talent, 113. Norden, 116. Tennessee, 120. Einer, 121. Tatze, 122. Man, 124. Amor, 126. Milz, 127. His, 129. Isar, 131. Benin, 132. Enge, 135. Trud, 137. Hades, 139. Seele, 141. Rang, 144. Neon, 146. Penn, 148. Rater, 149. Sternheim, 151. Datum, 152. Axat, 153. Tula, 154. Moral, 155. Lese, 156. Ries, 157. Messe.*

***Senkrecht:** 1. Trakt, 2. Brett, 3. Kali, 4. GUM, 5. Ariel, 6. Alabama, 7. Treiber, 8. Talar, 9. Are, 10. Gera, 11. Reger, 12. Elemi, 16. Eros, 19. Ebbe, 21. Opa, 22. Hel, 24. Ode, 26. Olang, 27. Kanin, 29. Alant, 30. Tudor, 32. Eva, 34. Abrieb, 37. Metier, 38. Fell, 39. Elch, 42. Anis, 43. Rial, 47. Eren, 48. Rüge, 49. Ossa, 51. Ella, 52. Reni, 53. Rede, 54. Rose, 55. Seal, 56. Eden, 58. Arbat, 59. Atoll, 61. Ewer, 62. Alge, 65. Tier, 66. Mira, 68. Renette, 69. Fenster, 71. Diele, 73. Aasen, 75. Eid, 76. Don, 79. ein, 80. Mir, 83. Ufer, 84. Imam, 86. Effel, 87. Debet, 89. Asti, 90. Tore, 94. Toga, 95. Gabe, 96. Rost, 98. Iden, 99. Star, 100. Erie, 102. Elbe, 103. Mole, 104. Tute, 107. Ananas, 110. Montag, 111. Tram, 112. Lien, 114. Dreh, 115. Nass, 116. Trara, 117. Niobe, 118. Stine, 119. Etzel, 123. Air, 125. Reserve, 126. Mischer, 128. Inn, 129. Idee, 130. Ahn, 133. Nep, 134. Erna, 135. tarom, 136. Unter, 138. Ditte, 140. Elite, 142. Antos, 143. Gambe, 145. Oral, 147. Edam, 149. Sal, 150. Mus.*



***Die Gewinner** unserer Preisaufgabe aus AR 5/88 waren: Soldat M. Icha, Erfurt, 5037, 25,- M; Annelie Rosenhain, Kolkwitz, 7503, 15,- M, und Karl Bachmann, Aue, 9400, 10,- M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
13 14
15 16 17 18
19 20 21 22 23 24
25 26 27 28 29 30 31 32
33 34 35
36 37
38 39 40 41 42 43 44 45 46 47
48 49 50 51 52 53 54
55 56
57 58 59 60 61 62 63 64 65
66 67 68
69 70 71 72 73 74
75 76 77 78 79
80 81 82
83 84 85 86 87 88 89
90 91 92 93
94 95
96 97 98 99 100 101 102 103 104
105 106 107
108 109 110 111
112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122
123 124
125 126 127 128 129
130 131 132 133 134 135
136 137 138 139 140 141
142 143 144 145
146 147
148 149 150

leser-service



soldatenpost

wünschen sich: Kathleen Grothe (17), Ilfelderstr. 36, Appenrode, 5501 – Eva-Maria Gabriel (19), Emmrichstr. 19, Görlitz, 8900 – Antje Zien (17), Am Steinberg 152, Teichel, 6821 – Katja Nehring (17), Neue Str. 62, Teichel, 6821 – Silke Darr (24, Sohn 3), Görlitzer Str. 18b, Dresden, 8060 – Sabine Wendel (18), Schraplauerstr. 2, Röblingen I am See, 4256 – Anja Schüler (17), Obere Dorfstr. 5, Rappenhagen, 2201 – Beate Riedel (18), Delbrückstr. 39, LWH Zimmer 1–20, Heringsdorf, 2255 – Sonja Klein (18), Schulstr. 12, Geismar/Rhön, 6221 – Sylvia Zschoch (24, Sohn 3), Str. d. DSF 36, Bautzen, 8600 – Cornelia Karsten (22, Tochter 3), P.-Frost-Ring 11, Fürstenwalde, 1240 – Daniela Brade (16), K.-Gennert-Str. 17, Bernburg, 4350 – Ricarda Naundorf (17), B.-Kellermann-Str. 7, Senftenberg, 7840 – Katrin Kaufer (18), H.-Matern-Str. 22, Wilthen, 8609 – Ramona Groß (22) bei Pirstinger, Hauptstr. 98, Berlin, 1107 – Beate Buse (17), Schulstr. 14, Nitzahn, 1831 – Jaqueline Dahmann (17), Dannenwalder Weg 3, Krams, 1901 – Manuela Seibt (17), Heimstättenstr. 21, Senftenberg, 7842 – Annett Lehmann (19), Kastanienallee 7, Lipsa, 7801 – Sabine Eder (24), Ferienheim 11C, Oderberg, 1305.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Danjela Kreisel (17), Dorfstr. 1a, Dambeck, 3561 – Regine Diederich (23), B.-Brecht-Str. 07, Schwerin, 2753 – Ines Peißker (23, Sohn 5), Am Freibad 59g, Warmbad/Erzg., 9368 – Ute Meier (25, Töchter 5 und 1), Dr.-T.-Neubauer-Str. 38, Eisenach, 5900 – Kerstin Gauger (21), R.-Breitscheid-Str. 30, Gransee, 1430 – Jeanette Zander (17), Marksburgstr. 73, Berlin, 1157 – Ilona Otto (25), E.-Thälmann-Str. 22, Leipzig, 7050 – Irmela Kaminski (22, Sohn 2), Annenstr. 12, Stendal, 3500 – Heike Wolf (21, 1 Kind), Vor dem Nienburger Tor 15, Bernburg, 4350 – Anette Grünberg (21, Sohn 1), Voigtstr. 33, Berlin, 1035 – Ronny Wendrich (20), R.-Breitscheid-Str. 28, Niesky, 8920 – Heike Stiehler (19, Sohn ½), Aufbaustr. 15, Pf 298, Zwethau, 7291 – Astrid Schmidt (24, Tochter 3), postlagernd, Krakow am See 1, 2602 – Christine Thiele (25), Hochhaus 2/8, Sandersdorf bei Bitterfeld, 4413 – Franka Fischer (23), postlagernd PA 1, Wurzen, 7250 – Andrea Twarock (20), Rathausstr. 6, Lenzen, 2805.

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Biete „Flugzeuge aus aller Welt", Bd. 1–4. Suche „Vojenska Letadla" Bd. 5 und weitere Flugzeugtypenbücher: Steffen Ambrosius, A.-Bebel-Str. 100, Grimma, 7240 – Biete „Das große Buch der Schiffstypen", „Deutsche Ozean-Passagierschiffe 1850–1895", „Deutsche Ozean-Passagierschiffe 1896–1918", „Kriegsschiffe unter Segel und Dampf", „Zwischen Flottenschlacht und Zufuhrkrieg", „Der Tod auf allen Meeren", „Seeunfälle und Katastrophen von Kriegsschiffen", „Vom Küstenschutzboot zum Raketenschiff", „Luftbilder im Militärwesen", „TB-3 – Die Geschichte eines Bombers", „Sowjetische Jagdflugzeuge" sowie 20 „Militärtechnische Hefte" im Tausch gegen Marine- und Modellbauzeitschriften sowie Bücher aus der VR Polen „Planey Modelarskie", „Maly Modelarz", „Morze" u.a.: W. März, PF 3, Zidderich, 2861 – Suche Flugzeugplastmodellbausätze: Matthias Waldner, PSF 3–09, Sömmerda, 5230 – Biete Einzelhefte „Funkamateur" und „Jugend + Technik": Andreas Düsterhöft, Felstr. 27a, Strasburg, 2150 – Biete Flugzeug-Plastmodellbausätze 1:72 MiG-15, MiG-17PF, MiG-19, Jak-1, Jak-23, La-7, Il-10, An-2, Avia B.534, Avia B.21, Letov S-16, L-29 „Delfin", L-39 „Albatros" und 1:100 Mi-4, An-24. Suche: „Vojenska Letadla", Bd. 2, 3 und 4: Thomas Wollank, Birkenstr. 19/0601, Dresden, 8038 – Biete AR-Jahrgänge 1977/78, 1980/81. Suche „Schlachten der Weltgeschichte", „Kampf um die Lufherrschaft", „Legion étrangeré": Thomas Prigge, Dequederstr. 24, Magdeburg, 3018 – Biete „Arsenal 4". Suche Marinekalender 1964–1967: Matthias Gundl, Gostritzer Str. 22, Dresden, 8020 – Suche Fliegerkalender vor 1985, Marinekalender v. 1982, Motorkalender v. 1987, Fliegerrevue v. 1985, „Jagdflugzeuge/Jagdbomber", „Bomber/Raketenträger/Seeflugzeuge", „Flugboote des zweiten Weltkrieges": Alexander Groh, Leninstr. 12, Lugau, 9159.

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 22.7.1988

Titelbild: Manfred Uhlenhut

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

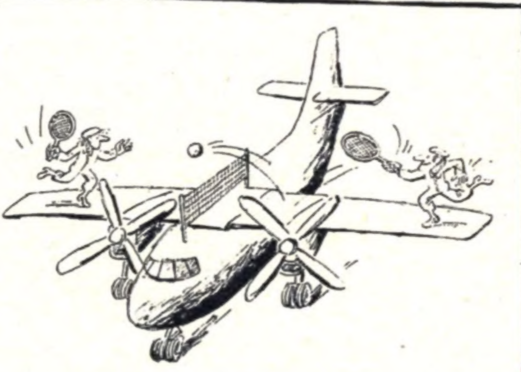
Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4 30 06 18/App. 321 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

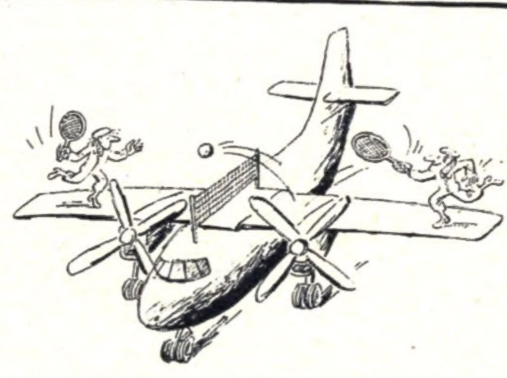
Lauter Luftiküsse

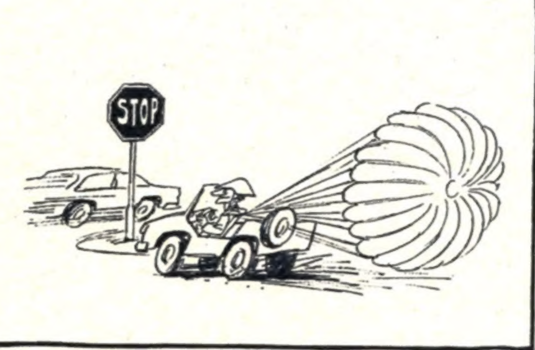
beschert uns Gösta Lerch









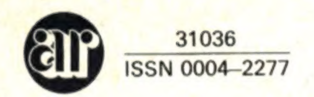




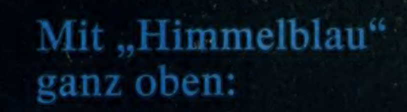


Aufgemerkt!

Jede der hier abgedruckten Zeichnungen ist im Original zu haben – für einen Solidaritätspreis. Gebote bitte an die Redaktion!



31036
ISSN 0004–2277



Mit „Himmelblau“ ganz oben:

Inez Paulke

Autogramm-Anschrift:
Köthener Str. 5. Berlin, 1143

Bild: Günter Gueffroy